



Aufbruch der Frauen – Was bleibt?

Um 1990 gab es allgemein einen Aufbruch der Frauen, auch in unserer Landeskirche. Frauenreferate, Gleichstellungsstellen u.ä. entstanden in Kirchen und Behörden. In Bayern entstand 1989 nach neunmonatiger Probephase der „Arbeitsbereich Frauen in der Kirche“ (AFK). Inzwischen ist er wie in anderen EKD-Kirchen weitgehend Geschichte. Stattdessen nimmt sich die Stelle „für Chancengerechtigkeit“ unterschiedlicher Formen von Benachteiligungen an, nicht nur speziell von Frauen.

Viele Frauen (und manche Männer) haben diese Entwicklung bedauert – verhindern konnten sie sie nicht. Doch mit der Abschaffung oder Umwidmung der für Frauengleichstellung zuständigen Arbeitsbereiche wurde deren Arbeit nicht rückwirkend obsolet. Ein Rückblick lohnt. Er zeigt: Vieles, was damals erstritten und erkämpft wurde, prägt unsere Landeskirche bis heute und ist für viele so selbstverständlich, dass Jüngere kaum noch wissen, dass es nicht immer so war.

Der Veto-Paragraf

Ein dauerndes Ärgernis für Pfarrerrinnen und andere war der sogenannte „Veto-Paragraf“. Zwar war 1976 endlich auch in Bayern die Frauenordination zugelassen worden, doch diese Regelung verhinderte die Besetzung einer Pfarrstelle mit einer ordinierten Pfarrerin, wenn ein Kollege „aus Gewissensgründen“ die Zusammenarbeit mit

einer Frau ablehnte. Dieses Zugeständnis war Bedingung für den Beschluss der Herbstsynode 1975 zur Frauenordination in Bayern (der vorletzten EKD-Kirche vor Schaumburg-Lippe). Bald nutzten auch manche Dekane und Kirchenvorstände die Klausel, erst dann wurde das Vetorecht ausdrücklich auf in derselben Gemeinde tätige Pfarrer beschränkt.

Bald akzeptierten viele Gemeinden ihre Pfarrerin und lernten ihren Dienst zu schätzen, trotz anfänglicher Skepsis. Die Benachteiligung der ordinierten Frauen gegenüber ordinierten Männern jedoch blieb und blieb und blieb. Erst 1997 erreichten der Theologinnenkonvent, der AFK und viele Unterstützer*innen, dass diese diskriminierende Beschränkung zum 1.1.1998 abgeschafft wurde 22 Jahre nach Einführung der Frauenordination!

Das Ehrenamtsgesetz

Dass Ehrenamtliche nicht nur freiwillig und unbezahlt übernommene Pflichten, sondern auch Rechte haben, ist längst selbstverständlich. Dazu gehört, dass sie in ihrem Arbeitsbereich gleichberechtigt mitreden dürfen in Absprache mit haupt- oder nebenamtlichen Mitarbeitenden, dass Ehrenamtliche ihre Mitarbeit inhaltlich und zeitlich definieren können, damit sie nicht ungefragt „den kleinen Finger reichen“, aber bald auch „der ganze Arm“ vereinnahmt wird. Sie können

Inhalt

Artikel

Sabine Ost
Aufbruch der Frauen 89

Joachim Pennig
Grundlagenforschung 92

Ekkehard Fugmann
Meine Corona-Checkliste 93

Gerhard Nörr
Der Sinn des Leidens 94

Johannes Minkus
Auszeit 96

Martin Schuck
Kirche und Staat
unter dem Grundgesetz 99

Klaus-Peter Lehmann
Gott und die Revolution 104

Verein

Umfrage 91

Ruheständlertag verschoben
Ordinationsjubiläum 2020
abgesagt
Pfarrer*innentag abgesagt 92

Bücher 109

Liebe Leserin ... 109

Fortbildungen 111

Freud und Leid 111

Impressum 111

Letzte Meldung 112

Auslagenersatz und Fortbildungen in Absprache mit dem Pfarramt beanspruchen und eigenverantwortlich über einen kleinen Etat verfügen. Nun werden sie öffentlich eingeführt und verabschiedet, in der Vergangenheit war das nur bei Kirchenvorsteher*innen und Mitgliedern der Landessynode üblich.

Die Regelungen des Ehrenamts-gesetzes machen ehrenamtliches Engagement in Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen sichtbarer, Klärungen verlässlicher und steigern die Anerkennung der oft hohen Kompetenz der Ehrenamtlichen. In den 1990ern waren diese Änderungen ein Herzensanliegen der damaligen Synodalin Friedl Bär, die sich jahrelang unermüdlich mit großer Überzeugungskraft dafür einsetzte – hart gekämpft.

Frauengerechte Liturgien und Theologie

Vierorts Standard sind seit Jahren Gottesdienste mit Elementen von Frauenliturgien. Das reicht von in heutiger Sprache formulierten Gebeten zu aktuellen Anliegen über neue Fassungen von Eingangsvotum und Confiteor bis zum Segen. Nicht wegzudenken sind auch die Bemühungen um eine „gerechte Sprache“, die allen Geschlechtern gerecht wird und nicht länger männlich dominierte Formulierungen verwendet.

Erkenntnisse der theologischen Frauenforschung und der einst so geschmähten feministischen Theologie fanden mit diesem Kirchenjahr sogar Eingang in die Perikopenordnung, die nun in Lesungs- und Predigttexten mehr biblische Frauengestalten in den Blick von Gemeinden und Prediger*innen rückt.

Viele liturgischen Texte nehmen schon lange selbstverständlich Erfahrungen von Frauen in Predigt

und Gebete auf. Nicht nur die exklusive Anrede „liebe Brüder“ hat ausgedient.

Auch die Errichtung der Dozentur für „Theologische Frauenforschung/feministische Theologie“ an der Augustana-Hochschule – zuerst probeweise für einige Jahre – ist ein Erfolg der Arbeit von Theologinnenkonvent, AFK und anderen (darunter meiner Erinnerung nach auch der Pfarrer- und Pfarrerinnenverein).

Missbrauch und Gewalt

Kaum beachtet wurden lange Zeit Missbrauch und Gewalt in der Familie und auch in der Kirche. Die 2. Frauenbewegung in den 1970- und 1980ern rückte diese ins Rampenlicht der Öffentlichkeit. Schreckliche Missbrauchsfälle wie der von Flachslanden b. Ansbach taten ein Übriges. Die Dekanatsdelegierte Heidi Weber (Hof) hatte bereits 1994 die kommunale Gleichstellungsbeauftragte in Hof dabei unterstützt, dort einen Notruf für von Gewalt betroffene Frauen einzurichten wegweisend für Bayern.

Verbreitet wurde das Thema auch durch die von Brigitte Enzner-Probst, der theologischen Referentin des AFK, und Regina v. Haller-Beckmann vom Bayerischer Mütterdienst (heute: FrauenWerk Stein): Anlässlich der von der EKD ausgerufenen Dekade „Keine Gewalt gegen Frauen“ erstellten sie eine Liturgie zur biblischen Tamar-Geschichte als Grundlage für landesweite Gottesdienste. Ergänzend starteten sie eine Plakataktion und verteilten Aufkleber mit Notruftelefonnummern für Frauen, Mädchen und Jungen. Diese wurden in vielen Toiletten von Gemeindehäusern u. ä. angebracht.

Auch mit der noch wenig erforschten Hexenverfolgung in Bayern

beschäftigten sich AFK-Frauen. Forschungen brachten vielerorts Erschreckendes zutage. 1997 bekannte sich die Landessynode zur Mitschuld der evangelischen Kirche an dieser Verfolgung von unzähligen Frauen und wenigen Männern, die diese oft mit ihrem Leben bezahlen mussten.

Sigrid Schneider-Grube (langjährige sozialwissenschaftliche Referentin des AFK) initiierte die Argula-von-Grumbach-Stiftung, die bereits mehrfach Wettbewerbe zur Frauengeschichte in Bayern aus-schrieb, die das Wirken von Frauen in Gemeinden und Landeskirche, Diakonie und evangelischen Verbänden dem Vergessen entreißen.

Art. 10a Kirchenverfassung

Die Kirchenjuristin Dorothee Burkhardt prüfte Kirchengesetze nach Frauen- und Gender-Gesichtspunkten und erarbeitete die notwendigen Anpassungen. Im März 1995 beschloss die Landessynode die Kirchenverfassung der ELKB um Art. 10 a zu ergänzen – ein bedeutender Erfolg auch des AFK. Er betont die Gleichwertigkeit von Männern und Frauen als Mitglieder der Kirche durch die Taufe, ihre Gleichberechtigung und bekräftigt den Willen der ELKB die Gleichstellung zu verwirklichen – ein Meilenstein in der Geschichte der ELKB!

AFK wird fgs

Inzwischen hatte sich das Profil des seit 1989 bestehenden Arbeitsbereichs Frauen in der Kirche geschärft: Seine Aufgabe war in erster Linie Gleichstellungsarbeit, nicht die übliche inhaltliche Frauenarbeit vor Ort, das hatten intensive Beratungen mit seinen „Gründungsmüttern“ EFB, dem Dachverband evangelischer Frauenverbände in Bayern und dem Bayerischen Mütterdienst in Stein (heute: FrauenWerk Stein) erge-

ben. Weil die bisherige Bezeichnung „Arbeitsbereich Frauen in der Kirche“ missverständlich war, wurde der AFK offiziell in „Frauengleichstellungsstelle“ fgs umbenannt.

Die seit 1989 bewährte Struktur wurde beibehalten: Die Referentinnen (vier in der Blütezeit, zuletzt nur noch die Soziologin Johanna Beyer) waren als Stabsstelle der Leitung des Landeskirchenamts zugeordnet. Ein Beirat mit den gewählten Vertreterinnen aus den sechs Kirchenkreisen, evangelischen Frauenverbänden, sowie Vertreterin der Diakonie und weiterer Institutionen stand ihnen beratend zur Seite; zuerst ergänzt vom Erweiterten Beirat. Diesem gehörten auch wenige Männer an, in der ersten Wahlperiode war das nur epd-Redakteur Achim Schmid.

Für Kontakt von AFK/fgs gab es Vertreterinnen aus jedem Kirchenkreis und von den Frauen aus den Gemeinden gewählte Dekanatsbeauftragte bzw. -delegierte, die sich regelmäßig auf Kirchenkreisebene trafen. Diese Struktur ist weiterhin erhalten und war seit der Umwidmung der fgs zur „Stelle für Chancengerechtigkeit“ an die Fachstelle für Frauenarbeit im Frauenwerk Stein angliedert, seit 1.1.2019 beim Forum Frauen im Amt für Gemeindedienst.

Ökumenischer Anschub

Anschub und Motivation zur Gründung des AFK war die Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“, die der Ökumenische Rat der Kirchen für die Jahre 1988 bis 1998 ausgerufen hatte. Mehrere ÖRK-Frauenkonferenzen hatten zuvor Stellung und Bedeutung von Frauen in ihren Kirchen beleuchtet.

1988 hatte die bayerische Landessynode zuerst einer Probephase für ein Frauenreferat zugestimmt, im

Herbst 1989 dann seine Errichtung. In der Zwischenzeit von nur neun Monaten (eine wahrhaft frauen-gemäße Zeitspanne) entwickelten Barbara Dietzfelbinger und Eva-Maria Hauck mit einem vorläufigen Beirat ein Konzept mit Aufgaben, Arbeitsweise und Struktur für den neuen AFK, das EKD-weit zweite Frauenreferat man wollte wohl nicht abermals Schlusslicht einer Entwicklung sein.

Die Frauen an der Basis wurden durch an jede der damals ca. 1.500 Kirchengemeinden versandte Fragebögen zu Zielen, Erwartungen und Wünschen an ein Frauenreferat mit einbezogen. Ergänzend fanden in über 70 Dekanaten Frauenversammlungen statt, die über das neue Frauenreferat informierten und für jedes Dekanat zwei Wahlfrauen bestimmten für die Wahl der Dekanatsfrauenbeauftragten. So wurde das neue Frauenreferat in der Fläche bekannt und verankert.

Zum Nachlesen

In ihrem Buch „Mit Geistkraft und Mut – Die Anfänge des Frauenreferats in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern 1987-1997“ erinnern Brigitte Enzner-Probst und Sigrid Schneider-Grube an die Anfänge des Frauenreferats der ELKB. Das gut lesbare Buch ermutigt, heute neue Aufbrüche zu wagen, statt den Beharrungskräften vieler verunsicherter Menschen in Kirche und Gesellschaft nachzugeben.

Die Autorinnen werteten alte Unterlagen und Veröffentlichungen aus, trugen Themen und Fakten zusammen, befragten Mitstreiterinnen nach ihren Erinnerungen und porträtierten u.a. Gudrun Diestel, die erste Oberkirchenrätin der EKD. Ausführlich zu Wort kommt die Landessynodalin Hertha Atzkern. Ihre Reden bei den Herbstsynoden 1988 und '89 trugen entscheidend zur Errichtung eines landeskirchli-

chen Frauenreferats in Bayern bei. Übersichtlich gegliedert in die Kapitel „Auf-Brüche (1987-88)“, „Anfänge und erste Erfolge (1989-1992)“, „Ausdifferenzierung von Arbeits- und Themenbereichen (1993-1994)“, „Konsolidierung und Neuausrichtung (1995-1997)“ nimmt das Werk die Leser*innen mit in eine Zeit voller spannender Fragen und kluger Strategien. Eingebettet in zahlreiche, übersichtlich zusammengestellte Informationen aus EKD und weltweiter Ökumene einerseits und der zweiten Frauenbewegung andererseits, gelang den Autorinnen ein lebendiges Frauen-Geschichtsbuch der ELKB. Es ist höchst lesenswert auch für Männer und jüngere Frauen – und für die, die dabei waren, sowieso.

Sabine Ost, Pfarrerin i.R., Berlin, 1994-1996 Delegierte der EFB im Beirat und seine erste ehrenamtliche Vorsitzende

Bibliografie:

„Mit Geistkraft und Mut – Die Anfänge des Frauenreferats in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern 1987-1997“, Brigitte Enzner-Probst/Sigrid Schneider-Grube, Schwabenverlag 2019, 272 S., 25.- Euro. ISBN: 978-3-7966-1783-6

Verein



Umfrage zur Seel-sorgeforschung

Liebe Leser*innen,

in Absprache mit unserer 1. Vorsitzenden Hektor bitte ich um freundliche Beachtung der umseitigen Einladung zu einer Umfrage.
Ihr Schriftleiter

Liebe Pfarrerinnen und Pfarrer, liebe Vikarinnen und Vikare,

in den letzten Wochen ist Seelsorge um ein Vielfaches wichtiger geworden. Die Belastungen des Alltags und des Miteinanders sind durch die Krise größer geworden und nicht selten sind Menschen psychisch belastet. Sie als Seelsorgende leisten an den verschiedensten Stellen Großartiges, ob in der Gemeinde, im Krankenhaus, in Altenheimen oder andernorts. Seelsorge wird auch öffentlich nun stärker wahrgenommen, was sehr zu begrüßen ist.

Um Seelsorgende in ihren Bedürfnissen zu stärken und die öffentliche Wahrnehmung von Seelsorge weiter zu verbessern, ist wissenschaftliche Forschung wichtig.

Die aktuelle Studie, verantwortet vom Lehrstuhl für Seelsorge in Heidelberg, untersucht

- den Umgang von Seelsorgenden mit psychisch belasteten Menschen
- Situationen der Seelsorge vor und in der aktuellen Krise
- interdisziplinäre Zusammenarbeit Seelsorgender

Die Umfrage richtet sich an Pfarrerinnen und Pfarrer sowie Vikarinnen und Vikare, unabhängig von Einsatzort und Stellenprofil.

Helfen Sie mit, Seelsorge sichtbarer zu machen, indem Sie ca. 30-40 min. für die Seelsorgeforschung zur Verfügung stellen und folgenden Fragebogen ausfüllen:

<https://www.soscisurvey.de/seelsorgeumfrage/>

Wir freuen uns über Ihre Teilnahme und wenn Sie die Umfrage an andere Interessierte weiterleiten.

Herzlichen Dank bereits jetzt für Ihre Unterstützung.

Jun.- Prof. Dr. Annette Haußmann
Seelsorgetheorie, Universität Heidelberg, wissenschaftliche Leitung des Zentrums für Seelsorge, und B.Sc./Cand. theol. Birthe Fritz, Studien- durchführung, Universität Marburg

Zu Kooperationspartnern lesen Sie bitte www.ekiba.de/html/content/zentrum_fuer_seelsorge_zfs.html

Die Teilnahme an der Befragung ist anonym, freiwillig und kann jederzeit abgebrochen werden. Die Datenerhebung und -verarbeitung erfolgt

gemäß geltender Datenschutzgesetze und -richtlinien, sowie gemäß den Richtlinien psychologischer Forschungsethik der DFG und DGP.

Für Rückfragen stehen wir Ihnen gerne unter birthe.fritz@students.uni-marburg.de zur Verfügung.

Tag für Ruheständler und Pfarrwitwen verschoben

Aufgrund der Corona-Pandemie müssen wir den bereits angekündigten Termin Dienstag, 12. Mai 2020, leider verschieben!

Die Veranstaltung findet nun am Dienstag, den 08. Dezember 2020, um 10.00 Uhr im Caritas-Pirckheimer-Haus in Nürnberg statt.

Eine ausführliche Ankündigung mit der Möglichkeit zur Anmeldung erscheint in der Oktober-Ausgabe des Korrespondenzblattes!

Wir danken für Ihr Verständnis!

Bleiben Sie gesund, Gott befohlen!

Ihr Albrecht Bischoff, Pfarrer i.R.

Ordinationsjubiläum 2020 abgesagt

Das diesjährige Ordinationsjubiläum muss auf Bitten von Herrn Landesbischof und Herrn OKR Reimers wegen der Corona-Pandemie leider abgesagt werden, da sich die zu erwartenden Auflagen räumlich weder beim Gottesdienst noch in der Orangerie umsetzen lassen. Wir suchen nach einem Ersatztermin im Winter oder Frühjahr 2021 und werden informieren, sobald wir einen gefunden haben.

Corinna Hektor, 1. Vorsitzende

Deutscher Pfarrerinnen- und Pfarrertag 2020 Leipzig abgesagt

Details unter:

<https://www.pfarrerverband.de/meldungen/einzelansicht/deutscher-pfarrerinnen-und-pfarrertag-2020-in-leipzig-abgesagt>

Grundlagenforschung

Zwischen Ostern und Pfingsten 2020

Grundlagenforschung wird von vielen Menschen als unnützlich erachtet: „Bringt nichts!“, „Kostet nur!“, „Nicht zielführend!“ So lauten gängige Gegenargumente.

Zurzeit sind wir – die meisten indirekt oder unwissentlich sehr froh, dass es Grundlagenforschung gibt. Denn dadurch war uns das Coro-

na-Virus nicht unbekannt, dadurch konnten wir in unserem Land schnell reagieren, dadurch konnten in Windeseile nach Medikamenten gesucht werden, Testverfahren und ein Impfstoff entwickelt werden. Nicht die Fake-News und auch nicht die Verschwörungstheorien und erst recht nicht die Angstmache helfen jetzt, sondern fundierte,

sorgfältige und beharrliche Arbeit an Basiswissen, an Grundhaltungen, an System-Pflege.

Politik funktioniert – nicht nur für die Großen. Und die Demokratie ist in der Lage schnell zu reagieren und dennoch das Grundrecht nicht aus Augen und Verstand zu lassen. Auch wenn der Grad zwischen Einschränkung und Freiheit in Krisenzeiten schmal erscheint.

Zu diesen grundlegenden Dingen, auf die wir jetzt zurückgreifen, gehört auch unsere Religion, die in der öffentlichen Debatte leider sehr unterbelichtet bleibt. Mit ihrer Jahrhunderte alten Wertediskussion, mit dem Einüben und Predigen von Nächstenliebe, Mitmenschlichkeit, Gemeinschaftssinn und -Pflege und dem allsonntäglichen Durchbuchstabieren von Liebe, Vertrauen, Hoffnung, Treue, Verantwortung und dem glaubenden Umgang mit Leid, hat sie die Grundlagen geschaffen auf der Ethiker jetzt die schwierigen Fragen der Medizin klären, wie auch Lieschen Müller ganz selbstverständlich entdeckt, wie wichtig und gut es ist, anderen zu helfen in so einer Situation. Diese Grundlagen, helfen uns wesentlich die Krise zu meistern und fußen auf den Erfahrungen von Karfreitag, Karsamstag und Ostern.

Der Karfreitag zeigt das höchste Maß der Liebe überhaupt, sich für einen anderen Menschen ganz und gar einzusetzen. Der Tod gehört dabei zum Leben, ist immer schlimm, aber auch niemals das letzte Wort über ein Dasein. Die Liebe ist das, was stärker ist als der Tod. Deshalb schützen Enkel jetzt ihre Großeltern, gehen die Jungen für die Alten einkaufen, stecken sich nicht absichtlich an...

Der Karsamstag zeigt die nötige Grabesruhe. Das sind Zeiten im Leben, wo es nur noch Sinn macht auszuhalten, still zu halten, zu ru-

hen, aber dennoch den Blick nicht verstellen zu lassen, die Hoffnung nicht aufzugeben, am Leben und an der Zukunft den Haltegriff anzuschrauben. Sich Zeit zu nehmen von der Hektik und dem Rennen nach Gold. Auch das ist Leben!

Und dann kommt Ostern. Die Zeit danach, wenn alles wieder beginnt, in Bewegung kommt, wachsen darf, brummt und summt, blüht und reift. Lebendigkeit kann wieder ausgelassen gefeiert werden, die Schöpfung öffnet sich neu in die Lebendigkeit hinein.

Das sind Metaphern für Phasen des Lebens für einen einzelnen Menschen, aber auch manchmal für eine ganze Gesellschaft. Das erleben wir gerade. Und weil es in unserem Land noch eine Religion gibt, wissen wir das auch noch, kennen wir das und können wir es noch handhaben. Und das meine ich, sollte uns auch zum Nachdenken darüber anregen, ob nicht viel zu viele Menschen die Religion, unsere Religion, die Grundlagenforschung über unser Dasein, aus schäbigen Gründen der Steuerersparnis oder des Egoismus oder vermeintlichen Individualismus weggeworfen haben.

Uransinnen der Religion ist es nämlich, das schöpfungsgemäße „Zusammen-Leben“ der Men-

schen in Freiheit und Gleichheit zu ermöglichen. Das ist sicher nicht bei allen so angekommen, weil auch in der Kirche Menschen unterwegs sind. Aber alle 10 Gebote stecken diesen Rahmen ab, und haben dieses Ziel. Das Liebesgebot, die Goldene Regel, das hohe Lied der Liebe, die Psalmen und Evangelien, und selbst die Klagelieder, alle wollen dasselbe. Und wir sehen in der gerade herrschenden Krise, dass es tatsächlich funktioniert (von den Ignoranten einmal abgesehen, die etwas länger brauchen). Wir werden nicht einfach untergehen, sondern Ostern erleben, getrieben von Pfingsten, das Fest, an dem wir uns die Kraft deutlich machen, die uns anleitet. Ein guter Geist. Der Geist des Lebens. Der Geist aus Gott. Darum nennen wir ihn den „Heiligen Geist“. Das ist die Grundlage, die wir erforschen und verkündigen, anbieten und feiern – Sonntag für Sonntag und jeweils dazwischen an jedem Tag unseres Christseins.

Gebe uns Gott der Geist reichlich von sich ins weit geöffnete Herz. Wir sind von Gott behütet, machen wir die Augen auf, dann werden wir es erkennen.

*Joachim Pennig, Pfr. em.
Kleinostheim*

Meine Corona-Checkliste

Angedachte bewährte Vorschläge

Der Telefonbesuch:

„Ich kann Sie zurzeit nicht persönlich besuchen, daher rufe ich Sie an, ...

Ich habe jetzt Zeit für einen telefonischen Besuch, falls es Ihnen passt.“

Oder: „Sie haben mich angerufen, ich danke Ihnen ...“

Zu den wichtigsten Dingen, die wir tun können, gehört, Verbindung miteinander aufzunehmen, in Verbindung bleiben.

Ich höre zunächst einfach aufmerksam zu, mich interessiert wie

es ihm/ihr geht, mich interessieren aktuelle persönliche Befindlichkeiten, Geschichten.

Es gilt unbedingt, mein Gegenüber in seiner Lage zu würdigen, das in diesen Zeiten Schwere, das Nicht-gelingen-wollende. Unsicherheiten auszuhalten, ist eine hohe seelische Leistung!

Mich interessiert, was ich für ihn/sie jetzt tun könnte, welches Anliegen vorgestellt wird, und wenn er/sie das jetzt (von mir) möchte, einige Schritte miteinander tun, einige Fragen, Themen gemeinsam zu überlegen.

Worin möchte er/sie jetzt weiterkommen?

Mich interessiert, was mein Gegenüber für sich selbst in der gegebenen Situation tun könnte, was er/sie als hilfreich oder gelungen siehst.

Was gelungen ist, gilt es zu würdigen, zu verstärken!

Ich (als Seelsorger) würde für mich unterscheiden, und das eventuell benennen, was auf den unterschiedlichen Ebenen vorgestellt ist, z. B. Was sich auf der „äußeren Bühne“ abspielt, was auf der „inneren Bühne“ ansteht, und entsprechend nur Schritt für Schritt vorgehen.

Wenn es um neue wirtschaftlich-finanziellen Unsicherheiten, wie z.B. den Arbeitsplatz, oder Einkommenseinbrüche, geht, taucht die Frage auf: Was lässt sich konkret tun? Wie kann er/sie das Steuer in der Hand behalten? Wer oder was könnte dabei unterstützen, begleiten, und wie? Wo liegen die Grenzen des zurzeit möglichen, dann Grenzen klar benennen.

Wichtig wäre der Hinweis, dass die Zustände sich verändern, sie bleiben nicht so, wie sie jetzt sind. Unsere Zeit ist im Fluss, wie auch wir mit Veränderungen gehen müssen. Die (manchmal unausgesprochene) Botschaft wäre: Sie sind nicht alleingelassen. Ich bin bei Ihnen

mit meiner Aufmerksamkeit. Ich gehe, soweit für mich derzeit möglich, mit Ihnen ein Stück Wegs.

Persönliche Stabilisierung

Dafür könnten folgende Selbsthilfen situationsgerecht nützlich sein:

In Verbindung mit anderen Menschen meines Vertrauens bleiben. Das Gespräch suchen, immer wieder Gespräche.

Kurze Gartenzaun-Besuche (in gebührendem Abstand)

Körperliche Berührung, wo das möglich und nicht gefährdend ist.

Haustiere sind für viele wichtig im Kontakt und in der Lebensfreude.

Zum Spiel und Spaß haben ermutigen.

Der Sinn des Leidens

Die Theodizee-Frage, die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes: Angesichts des weltweiten Leidens am Corona-Virus (Covid-19) stellt sich uns als Christen die Frage nach dem Sinn dieses globalen Alptraums. Früher hat man solche landesweiten Leiden immer auf Gott geschoben: Gott hat Schuld! Und dann weiter haben die Prediger gesagt: Das ist die Strafe für eure Sünden.

Je mehr wir aber von uns selbst und unseren wissenschaftlichen Erkenntnissen wissen, desto weniger können wir Gott als Ausrede gebrauchen für unsere verkehrten Taten oder Unterlassungen. Das gilt auch hier bei der Ausbreitung dieses gefährlichen Corona-Virus. Es ist nicht sichtbar und wenig erforscht und überfällt uns Menschen, den einen wird es gefährlich, die anderen spüren ihn kaum. Derzeit gibt es kein Gegenmittel, keinen Impfstoff. Das macht das Virus so unheimlich und seine Wirkungsweise so willkürlich. Es

An täglichen, bewährten Riten und Zeiten festhalten, so weit möglich, dazu zählen regelmäßige Mahlzeiten, inhaltlich nährende Texte, Zeiten für Arbeit und Ruhe, Gebetsformen...

Lesen als Erlebnis

Alle Formen körperlicher Betätigung oder Übung ohne hohen Anspruch, doch mit etwas Herausforderung, wie Spazierengehen, Laufen, Gymnastik ...

Interessantes beobachten, Schönes ansehen, Staunen ... Danken. Kunst und Musik erleben.

Was war heute gut für mich? Was ist mir heute gelungen?

Und eigene Erfahrungen nutzen

Ekkehard Fugmann, Nürnberg

Klinik-Pfr. i. R.

kommt aus irgendeinem Markt in Wuhan, von einer Tier-Übertragung aus China. Es breitet sich rücksichtslos aus und verursacht auf der ganzen Welt schwerste, schmerzreiche Entzündungen und viele Tote.

Da fragt man sich: Wieso breitet sich diese Seuche so schnell aus und verursacht so viel Leid und Tod bei uns Menschen? Dann kommt unwillkürlich auch für aufgeklärte Menschen die kritische Gottes-Frage: Hat er damit gar nichts zu tun? Wie kann Gott das zulassen? Wo bleibt da die Gerechtigkeit Gottes?

Und weiter wird gefragt: Wieso gibt es überhaupt das Leid in unserer Welt? Warum in unserem Leben? Bei dem einen mehr, bei dem andern weniger. Woher kommt das Leid? Gab es einmal eine Welt ohne Leid oder gehört es einfach zu unserem Dasein? Nicht nur uns Menschen trifft es, sondern auch Tiere und Pflanzen. Es betrifft un-

sere Natur und Kultur, unser Gelingen und unser Scheitern, unsere Gesundheit und Krankheit, unsere Geburten und Missbildungen, unsere Arbeit und unser Misslingen, unsere Fähigkeiten und unsere Begabungen, unseren Geist und unsere Seele. Leiden betrifft die ganze Welt bis hin zu dem „Fressen und Gefressen-Werden“, wie es bei Fauna und Flora um uns her immer wieder zu beobachten ist.

Gewiss haben wir eine große Sehnsucht in uns nach einer heilen Welt ohne Leiden. In der Schöpfungserzählung der Bibel wird uns eine solche Welt geschildert: Die Menschen lebten im Einklang mit sich und mit Gott, die Tiere ernährten sich in Harmonie mit der Natur nur von Pflanzen. Aber dann kam der berüchtigte „Sündenfall“, das verlorene Paradies. Ab da begannen das Leid und die Leiden. Die Disharmonie zwischen Adam und Eva, der Mord des Kain an seinem Bruder Abel, die Hybris des Menschen bis zum Turmbau von Babel, die Sintflut und zuletzt der Regenbogen der Hoffnung und Zusage Gottes.

Sicher sind das keine historischen Tatsachenberichte, die uns die Bibel da bietet, vielmehr einfach die Urerfahrung von gotterfahrenen Menschen, dass wir in einer gefallenen Welt leben, in der es nicht nur das Gute, sondern auch das Böse gibt, in der ein Mensch sich wunderbar seine Welt gestalten, in der er aber auch ungeheuer scheitern kann, in der es ein unbeschreibliches Glück gibt, aber auch fürchterliches Leid.

Und wer hat Schuld? Ist es Gott? Oder wir Menschen, nicht der Adam, nicht die Eva, sondern wir Menschen immer wieder – und warum? Weil wir keine Marionetten Gottes sind, sondern Ja und auch Nein sagen können zu Gott, aber auch zu anderen Menschen

und zu uns selbst. Das liegt alles in uns, doch nicht nur da, sondern auch in unserer Welt, auf unserer Erde, und auch im Weltall und Universum.

Da liegt das Böse oder auch – wie manche sagen mögen– das sogenannte Böse! Und da liegen auch gleich eng mit verwoben das Leid und die Leiden.

Früher sagte man oft: Das Leid kommt von Gott. Früher konnte man sich das nicht anders erklären, wenn man auch als frommer, gottesfürchtiger Mensch schwer krank wurde, wenn die Frau oder die Kinder plötzlich starben. Aber heute liegt es auch oft an unserem Lebensstil, wie Ernährung, Tageslauf, Bewegung und Sport, Beruf usw. Aber freilich, auch wenn wir das alles beachtet haben, kann uns eine Krankheit oder ein Unfall treffen. Ist es dann von Gott? Als Ungläubiger suche ich danach vielleicht in meinem Lebenslauf oder in meinen Genen, was mir da ein Vorfahre eingebrockt hat. Aber was habe ich davon? Hilft es mir weiter?

Als Christ kann ich das Leiden als von Gott gegeben in Frage stellen: Wo bleibt das seine Gerechtigkeit? Wie kann Gott das zulassen? Wo zeigt sich seine Liebe?

Denn es gibt Leiden, die kommen einfach über uns wie Erdbeben, Tsunami oder Tornados. Diese Katastrophen gehören zu unserer Welt, die kein Paradies mehr ist. Leiden und Sterben scheinen hier total sinnlos. Ein Ungläubiger interpretiert das dann als Zufall (aber ist das eine Erklärung?) –

Als Christ sehe ich das als mein Schicksal an, das mir Gott schickt. Ich kann mich dagegen auflehnen, ich kann Gott anklagen, ihn als total ungerecht anschreien wie es in manchen Psalmen anklingt.

Aber ich kann mich auch langsam an die Erkenntnis und den Glauben herantasten: Das kann noch nicht das Ende sein, Gott hat mehr mit mir vor. Sein Wille geschehe! Und sein Wille kann letztendlich nur die Liebe zur Geltung bringen, die Jesus uns gebracht hat: „Ich bin gewiss, weder Tod noch Leben... kann uns scheiden von der Liebe Gottes in Jesus Christus!“ (Rö.8,38f) Das ist unser Glaube! Wir dürfen als Christen mit der Liebe Gottes rechnen, mit der Liebe, die Jesus uns auf die Erde gebracht hat und die stärker ist als alle bösen „Mächte und Gewalten“!

Und wenn das nicht mehr hilft?

Es gibt eine noch andere Erfahrung von Gott: Das ist die des „deus absconditus“, des fernen und verborgenen Gottes, wie das auch Martin Luther manchmal erfahren hat. Da spürt man nichts mehr von Gott. Da ist aller Glaube weg, da sehe ich nur noch Dunkelheit, da leuchtet kein Licht mehr und kein Gedanke, auch der Glaube zerbröselte total. „Mach End, o Herr, mach Ende ...“(EG 361,12) Doch nicht einmal das bringe ich dann noch über meine Lippen. Wenn mein Leiden so schrecklich und schmerzreich ist und mir so völlig sinnlos vorkommt, was kann ich da noch tun? Vielleicht schaffe ich es, auf den Mann am Kreuz zu blicken, auf „den Schmerzensmann“, der auch vor seinem Tod in die Nacht finsterner Gottesferne gestoßen wurde: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Ende – aus? Alles völlig vorbei!?

Aber kann ich wirklich tiefer fallen als in seine Hände? „Wenn ich auch gleich nichts spüre von deiner Macht, Du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht, so nimm denn meine Hände ...“ Und nicht nur die Hände, nimm meinen Leib und mein Leben, mei-

ne Seele und meinen Geist, und schenke mir deine Auferstehung! Führe mich in deiner Liebe und lass mich dein Heil schauen!

So verwandelt Gott unsere Leiden, unsere erlittene Ungerechtigkeit und alles Sinnlose, unser Sterben und Vergehen in seinen neuen Himmel und seine neue Erde. „Siehe, ich mache alles neu!“ (Offb.21,5) – Dabei erleben wir auch endlich die Gerechtigkeit Gottes (2.Petr.3,1), die uns manchmal so verborgen war und die jetzt alle unser Fragen, Zweifel und Ängste auflöst in seine göttliche Klarheit und Barmherzigkeit.

Auszeit

Ein persönlicher Erfahrungsbericht

Anfang Oktober 2019 war ich für 14 Tage zu einer geistlichen Auszeit an der Ostsee. Es war die erste geistliche Auszeit in meiner Dienstzeit, und sie hat mich stärker verändert, als ich erwartet hatte. Wenn ich diese Erfahrungen schon zu Beginn meines Dienstes gemacht hätte, wäre mein Weg sicher anders verlaufen. Hier ein persönlicher Erfahrungsbericht.

Am letzten Samstag im September stand ich an der Haltestelle Koppelweg im Ostsee-Heilbad Graal-Müritz, 30 km östlich von Rostock und war genervt. Nach 10 Stunden Bahnfahrt mit einem viel zu schweren Koffer (ja, eigene Schuld) stand ich im Regen auf dem Bahnsteig. Anders als abgesprochen war niemand gekommen vom „Haus Wartburg“ zum Abholen. Ich hatte einen Schirm in den Koffer gepackt, aber wollte den Koffer nicht öffnen, weil sonst alles herausgequollen wäre. Mist.

Was ich nicht ahnte: Es sollte das letzte Mal in den bevorstehenden

Welch eine Perspektive: Wir dürfen Gott schauen, wie er ist, in seiner ganzen Herrlichkeit. „Der du die Menschen lässt sterben und sprichst: „Kommt wieder, Menschenkinder!“ (Ps.90, 2)

Das, was als Erinnerung an das Paradies ganz tief in uns im Verborgenen schlummert, das kommt nun ins helle Licht der Ewigkeit! Und wie sagt der Apostel Paulus dazu: „Denn ich halte dafür, dass dieser Zeit Leiden nicht wert ist der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden!“

Gerhard Nörr, Pfr. i. R. in Grünwald

14 Tagen sein, dass mich etwas nerven würde.

Wie war ich hierher gekommen?

Ein halbes Jahr vorher hatte mir ein Kollege beim Mittagessen in der Cafeteria erzählt, dass er zurück sei von einer zweiwöchigen Auszeit. Er habe regelmäßige Gespräche mit einer Pfarrerin dort geführt, die ihm geholfen hätten in seiner Spiritualität.

Das Gespräch beschäftigte mich. War Spiritualität auch ein Thema für mich? Nein, eigentlich fehlte mir nichts. Ein paar Tage später fiel mir auf, dass ich in der Zeit als Gemeindepfarrer jeden Tag geistlich aktiv war betete, predigte, von Gott sprach in Unterricht und im Krankenhaus. Doch in den Jahren im Landeskirchenamt war das meiste dieser „dienstlichen Spiritualität“ weggefallen. Wenn ich ehrlich war, musste ich zugeben, dass meine Beziehung zu Gott locker geworden war. War Gott überhaupt präsent? Ich spürte sei-

ne Gegenwart nicht, merkte nichts von seinem Wirken. Das war eine ernüchternde Erfahrung. Sollte ich von den geistlichen Quellen abgeschnitten sein, von denen ich immer gesprochen hatte? Kein schöner Gedanke.

Also los, den Stier bei den Hörnern gepackt! Der nächste Schritt war ein Gespräch mit Kirchenrat Andreas Weigelt im Referat „Gesundheitsorientierte Personalentwicklung“ im Landeskirchenamt. Ein Mann, der gut zuhören kann. Am Ende ermutigte er mich, eine Auszeit zu nehmen, und zwar das Programm „Durchschnaufen“. Zwei oder drei Wochen, man kann den Ort und das Setting selbst bestimmen, es sollten regelmäßige Gespräche mit einem geistlichen Begleiter stattfinden. Es kann ein Begleiter vor Ort sein, oder ein Begleiter, mit dem man regelmäßig telefoniert. Für Unterkunft und Verpflegung gibt's einen Zuschuss von 61 Euro pro Tag abzüglich 10 Euro Selbstbehalt. Die Kosten für den geistlichen Begleiter werden übernommen, Fahrtkosten muss man selbst zahlen und am Ende einen Bericht schreiben. Das klang gut. Vor allem, dass ich den Ort selbst bestimmen konnte und mir den geistlichen Begleiter selbst suchen konnte. Bislang dachte ich, Exerzitien müssten immer in Selbitz oder auf dem Schwanberg stattfinden. Doch der Gedanke, mich dem sehr geregelten Tagesablauf und Gebetsformen der Schwestern ausliefern zu müssen, hatte mich bisher zurückgehalten. (Ich weiß, andere sehen das anders). Ich wollte ans Meer, ich wollte lange joggen und Rad fahren können und allein sein. Als geistliche Begleiterin hatte ich mir Schwester Nicole von der Christusbruderschaft Selbitz vorgestellt. Ich habe sie vor Jahren bei einer ökumenischen Konferenz kennengelernt und mochte ihren hanseatischen Humor und ihre Schlagfer-

tigkeit. Sie hatte mir erzählt, dass sie seit mehreren Jahren zu Exerziententagen mit einem Jesuitenpater fahre. Ich rief sie an. Sie würde mich schon begleiten, sagte sie, aber als Dozentin für Geschichte an der Uni in Erlangen könne sie nicht zwei Wochen an die Ostsee fahren. „Musst du gar nicht! Wir telefonieren regelmäßig“ schlug ich vor. Nach erstem ungläubigen Kopfschütteln stimmte sie zu.

Zu einem Vorgespräch trafen wir uns in Erlangen in ihrem winzigen Büro. Ihre erste Frage: „Was willst du mit der geistlichen Auszeit erreichen? Was ist dein Ziel?“ Ich will Gott spüren, sagte ich. Ich will Gottes Kraft, seine Präsenz erleben. Seit vielen Jahren predige, schreibe und rede ich über Gott, das gelingt mir auch gut aber ich vermisse die Erfahrung, dass Gott da ist, dass er wirkt, dass er lebendig ist. Das will ich in der Auszeit spüren, erklärte ich ihr.

„Ok“, sagte sie. „Aber wie Gott handelt und sich erfahren lässt, das können wir nicht steuern. Er ist Gott“, sagte Sr. Nicole. Allerdings könne ich lernen, offen zu werden für seine Präsenz. Meine Sinne zu öffnen für ihn. Insgesamt sei sie optimistisch.

90 Minuten später hatte ich einen Plan für die Auszeit: Eine 30minütige Gebetszeit nach dem Aufstehen mit den Gebetsstilen „Gott hier bin ich“ Herzensgebet Vaterunser Segen. Die Gebetszeiten sollten beginnen mit einer Körperübung, um allen Gliedmaßen nachzuspüren und den Körper bewusst wahrzunehmen. „Der Leib ist sehr wichtig“, sagte Sr. Nicole. Mittags Meditation einer Geschichte aus dem Neuen Testament mit der Aufgabe, mir zu überlegen, an welcher Stelle der Geschichte ich meinen Platz sehen würde. Abends eine weitere halbstündige Gebetszeit mit

dankbarem Rückblick vor Gott auf den Tag und auf die Momente, an denen ich etwas von seiner Herrlichkeit gesehen oder empfunden habe, Vaterunser, Segen. „Danach schlafen, kein Krimi, keine Serien, sondern mit den Gedanken bei Gott einschlafen“ war Sr. Nicoles Rat gewesen. Und sonst während des Tages? „Viel Bewegung! Geh spazieren, fahre Fahrrad, bewege dich in der Natur“. Allerdings: „Geistliche Exerzitien sind kein Urlaub.“ Also kein Surfen im Internet und Urlaubsprogramm. Ich sollte mich auf die geistlichen Prozesse konzentrieren, ergänzt mit der Bewegung. Zum Schluss vereinbarten wir feste Telefonzeiten, alle 2 oder 3 Tage sollte ich sie anrufen.

Als ich mit diesem Programm im Kopf ihr Büro verließ, kam mir der Gedanke: Das klang schon nach viel Pflicht. Wollte ich das wirklich? Ich knuffte mich innerlich: Jetzt lass dich mal drauf ein!

Im „Haus Wartburg“ der Dresdner Diakonie in Graal-Müritz hatte ich für 14 Tage ein Zimmer mit Frühstück gebucht. Normalerweise haben sie auch Vollpension, aber der Koch war nach der Hauptsaison im Urlaub. Am Tag darauf begann ich mit dem Gebet. Sr. Nicole hatte sie mir schriftlich geschickt. Ich sprach sie laut. Für das Herzensgebet bei dem man einen Gebetsatz im Rhythmus des Atmens wiederholt ließ ich mir viel Zeit. Die halbe Stunde verging wie im Flug. Dann Frühstück, anschließend ein langer Spaziergang am breiten Sandstrand. Im Sommer muss es hier traumhaft sein, jetzt stürmte es und der Regen fiel waagrecht.

Am Abend dann der Tagesrückblick im Gebet der „liebenden Aufmerksamkeit“ für die Ereignisse des Tages. Ich setzte mich aufrecht auf einen Stuhl, begann mit der Körperübung. Auch jetzt ließ ich mir Zeit und dankte Gott für vielen

Momente des Tages, Vaterunser und Segen. Ich schlief schnell ein.

Ich hatte mir ein Fahrrad geliehen und war in den folgenden Tagen wenn es nicht regnete den Küstenradweg entlangefahren. Mittags suchte ich mir ein ruhiges Plätzchen um den biblischen Text zu lesen und meinen Ort in der Geschichte zu finden. Zum Telefontermin mit Sr. Nicole versuchte ich im Zimmer zu sein, um ungestört sprechen zu können. Es war für mich das erste Mal, dass ich jemandem so ausführlich und ehrlich über mein Gebet und meine Gedanken und Gefühle dabei erzählte. Zuerst hatte ich die Sorge, dass es peinlich sein könnte, Sr. Nicole von meinen geistlich vielleicht unreifen Gedanken und Hoffnungen zu berichten. Was würde sie von mir denken? Sollte ich nicht als Pfarrer spirituell wesentlich erfahrener sein? Ich fürchtete, sie könnte mir (wenn auch unausgesprochen) schlechte Noten geben auf meinen geistlichen „Fortschritt“. Ich sprach meine Befürchtung an. Sie lachte und beruhigte mich: „Geistliche Begleitung bedeutet für mich, dass ich neben dir gehe, und deine Erfahrungen teile. Ich werde dich nicht beurteilen“. Seitdem war die Sorge verschwunden. Die Telefonate mit ihr dauerten zwischen 30 und 45 Minuten. Dass wir uns nicht persönlich gegenüber saßen, war überhaupt kein Problem. Für mich war es sehr wohltuend, offen sprechen zu können, über meine Ungeduld, über meine Zweifel.

Wie haben mich die 14 Tage verändert?

Ich habe gelernt: Spiritualität braucht Zeit Auch wenn es mir vorher als sehr ziemlich lang erschienen war nach ein paar Tagen freute ich mich auf die halbe Stunde morgens, mittags und abends. Durch die 30 min Beschäftigung

mit Gebet, Bibeltext und eigenen Gedanken bekam mein Glaube mit einem Mal deutlich mehr Raum im Tagesablauf. Die dreimal eine halbe Stunde machten einen großen Unterschied! Wenn ich dazwischen joggen war oder durch den Wald radelte, waren meine Gedanken oft bei diesen Themen. Und, was ich nie vermutet hätte: Ich habe die Gebetszeiten auch nach meiner Rückkehr beibehalten! Und es tut mir gut. Natürlich hatte ich auch vorher gebetet, abends vor dem Einschlafen. Leise. Jetzt verbringe ich deutlich mehr Zeit still vor Gott. Ich bete laut, oder halblaut. Auch die regelmäßigen Telefonate mit Sr. Nicole habe ich beibehalten. Etwa alle drei Wochen telefonieren wir. Die 14 Tage an der Ostsee waren allerdings notwendig, um in diesen Rhythmus hineinzufinden.

Es war gut, allein zu sein

Für mich war es gut, mit dem Thema Spiritualität 14 Tage lang allein zu sein. Abgesehen von den Gesprächen am Frühstückstisch und den Telefonaten mit Sr. Nicole hatte ich wenig Gespräche in diesen Tagen. Ich konnte meinen Gedanken nachhängen, sie zu Ende denken. Im Urlaub mit der Familie gibt es immer Programm. Im Alleinsein fand ich zurück zu mir und zu Gott.

Die Gebete haben meine Perspektive verändert.

Besonders das Abendgebet, das Gebet der liebevollen Aufmerksamkeit auf den vergangenen Tag hatte eine starke Wirkung. Plötzlich wurde mir noch einmal bewusst, wie viele wunderbare Momente ich erlebt hatte: Die köstlichen Rühreier am Morgen, die Sonne nach den Wolken, den netten Plausch mit dem Kellner beim Abendessen da waren so viele Momente, an denen ich die

Herrlichkeit Gottes hatte aufblitzen sehen.

Für mich wirklich erstaunlich: Ich war in den 14 Tagen an der Ostsee nicht mehr genervt! Kein einziges Mal. Zuhause ist es mir oft passiert, dass mich eine zu lange Schlange an der Kasse aufgeregt hat. Hier nicht mehr. Auch wenn es unglaublich klingt: Ich fand die Wartezeit anregend. Ich beobachtete die Leute vor mir in der Schlange, überlegte, was sie beschäftigen könnte. Natürlich, ich hatte Zeit. Aber ich hatte auch das Gefühl, in einem Modus zu leben, in dem ich stets etwas von Gottes Herrlichkeit erwartete. An einem Tag joggte ich mit Rückenwind vier Kilometer den Strand entlang. Es begann zu regnen. Ich hatte keine Regenkleidung an und kehrte um, aber entkam dem Regen nicht. Die Tropfen kamen von vorne, nach wenigen Minuten war ich komplett nass. Doch kein Ärger kam hoch. Ich war vom Laufen warm und spürte die Tropfen im Gesicht intensiv. Ich fühlte mich lebendig.

Mein Bild von Gott hat sich verändert.

Gott ist immer schon da, er war da, bevor die Welt geschaffen wurde und er wird da sein, wenn meine Gebeine schon lange zu Staub zerfallen sein werden. Dieser Gedanken berührte mich ganz intensiv. In den Tagen an der Ostsee habe ich Gottes Präsenz gespürt. Mein Gebet hat sich verändert: Ich habe viel weniger darum gebetet, etwas von ihm zu bekommen, ich habe viel mehr darum gebetet, von seiner Liebe umhüllt zu sein, den Tag in seiner Nähe verbringen zu können, mit seinem Geist erfüllt zu sein. Denn der Alltag ist, wie er ist da gibt es Schönes, und da gibt es Schlimmes. Auch für einen gläubigen Menschen ist das Schlimme nicht einfach verschwunden. Aber in der Nähe Gottes lässt sich das

Schlimme leichter tragen. Das war eine wichtige Einsicht für mich. „Einsicht“ passt nicht ganz. Es ging viel tiefer als eine theologische Einsicht, es war ein beinahe körperlich spürbares Erleben, Empfinden, Sicher-Sein.

Ich habe zu meiner eigenen Form von Spiritualität gefunden

Natürlich hatte ich ein geistliches Leben vor der Auszeit. Ich habe vor dem Schlafengehen gebetet, still. Ich bin immer wieder am Sonntag in den Gottesdienst gegangen mit meiner Frau. Häufig beginnen Sitzungen im Landeskirchenamt mit einer kurzen Andacht. Das gab es alles und trotzdem hatte sich über die Jahre in mir eine geistliche Leere breitgemacht. Oft habe ich mitgemacht ohne aktiv mitzumachen. Ich habe mich mitnehmen lassen ohne eigene Energie einzubringen. Mit den täglichen Losungen hatte ich seit längeren Schwierigkeiten. Wie konnten einzelne Sätze der Bibel aus dem Kontext gerissen und ausgelost für einen Tag ein angemessener Umgang mit der Bibel sein? Das überzeugte mich nicht. Mit den neuen Gebetszeiten und -formen habe ich eine Praxis gefunden, die ich gerne lebe bis heute. Im Nachhinein weiß ich: Es brauchte die Zeit und den Freiraum, die angemessene Form für mich zu finden. In den Gesprächen mit Kollegen und Kolleginnen hinterher habe ich gemerkt, wie unterschiedlich die Bedürfnisse sind und wie vorsichtig ich sein muss, meine Erfahrungen zu verallgemeinern. Es ist mein Weg, Ihrer wird ein anderer sein.

Es ist gelungen, den ausschließlich theologisch-wissenschaftlichen Zugang zur Bibel zu erweitern

Der historisch-kritische Blick auf die biblischen Texte hat mein ganzes Berufsleben geprägt. Daran

ist auch nichts falsch. Aber dieser Zugang war zu einseitig. Denn er erfasst nur einen Aspekt der Bibellektüre. Er ist entstanden aus den kritischen Rückfragen der Aufklärung an die Bibel und dem Versuch, theologisch anschlussfähig zu argumentieren. Diese Verstehensebene braucht es, keine Frage. Aber es gibt so viel mehr. Ich habe viel Neues dabei entdeckt, als ich mich in eine biblische Geschichte hineinversetzte, meiner Rolle dort nachspürte. Das hat meinen Blick geweitet. Heute sehe ich: Die Weiterentwicklung der Spiritualität in der Beschäftigung mit den Texten der Bibel ist in meiner beruflichen Biografie viel zu kurz geblieben. Warum? Darauf habe ich noch keine plausible Antwort. Auf jeden Fall bin ich dankbar, dass ich jetzt diese guten Erfahrungen mache.

Ich spreche viel offener über meine spirituelle Praxis

Dass ich diesen Artikel schreibe, ist ein Beleg dafür. Noch vor einem Jahr hätte ich nie so persönlich über mein Gebet berichtet. Ich war unsicher, ob mein Gebet, die Häufigkeit meiner Gottesdienstbesuche oder mein geistliches Leben wirklich angemessen war für meinen Status als Pfarrer. War es genug? Waren meine Gedanken und Gefühle über Gott nicht zu oberflächlich, hatten zu wenig theologischen Tiefgang? Wie oft hatte ich schnippische Bemerkungen von Kollegen zu diesem Thema gehört und ich wollte nicht verletzt werden. Die Gespräche mit Sr. Nicole haben das geändert. Ich weiß jetzt, dass meine Praxis, meine Wünsche und Erwartungen an die Beziehung mit Gott überhaupt nicht abwegig oder defizitär sind, sondern dass andere an genau dem gleichen Punkt sind. Das war sehr beruhigend. In den Gesprächen mit ihr habe ich zum ersten Mal seit langem erlebt, was wir von der Gemeinschaft der Christen immer behaupten.

Ich bin besser gelaunt

Das war die Rückmeldung meiner Frau, als ich wieder zu Hause war. Ihr falle auf, sagte sie eines Abends, dass ich abends kaum noch mit schlechter Laune aus dem Büro heimgekommen wäre. Ich glaube, ein Grund dafür liegt im Gebet am Morgen: Herr Jesus

Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner! Ich bin sein Geschöpf und darauf angewiesen, dass er gelingen lässt, was ich jeden Tag versuche zu erreichen mit meiner Arbeit, mit meinem Engagement.

Johannes Minkus, Pfarrer und Pressesprecher im Landeskirchenamt München

Kirche und Staat unter dem Grundgesetz

1918: Auch der säkulare Staat hält fest an Traditionen

Das Ende des deutschen Kaiserreichs 1918 war für das Verhältnis von Staat und Kirche in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Zum einen bedeutete es das Ende des landesherrlichen Kirchenregiments; das heißt, das Ergebnis des Augsburger Religionsfriedens von 1555 wurde offiziell aufgehoben. Zum anderen bedeutete es, dass es keine Staatskirche mehr gab und für den Staat deshalb auch kein über die Verbindung zur Kirche zu beschreibendes Staatsziel. Der entscheidende Satz in Artikel 137 Absatz 1 der Weimarer Reichsverfassung (WRV) lautet: „Es besteht keine Staatskirche.“ Anstelle der bisherigen landesherrlichen Kirchengewalt trat nun ein System von rechtlichen Regelungen, die als Staatskirchenrecht Verfassungsrang erlangten. Die Kirchen blieben „Körperschaften des öffentlichen Rechts“ (Artikel 137 [5] WRV).

Zwar waren die anderen Religionsgemeinschaften gegenüber den christlichen Kirchen scheinbar gleichgestellt: Auch jenen wurde in Aussicht gestellt, auf Antrag die Körperschaftsrechte erlangen zu können, „wenn sie durch ihre Verfassung und die Zahl ihrer Mitglieder die Gewähr auf Dauer bieten“ (Artikel 137 [5], Satz 2, WRV). Aber

die Verfassungsgarantie des Sonntags und der staatlich anerkannten Feiertage „als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“ (Artikel 139 WRV) ist verräterisch: War diese Verfassungsgarantie doch nicht Teil der Sozialgesetzgebung – was einleuchtend wäre –, sondern eben des Staatskirchenrechts. Die Tatsache, dass nun mal der christliche Sonntag und nicht der jüdische Sabbat „Tag der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung“ war und heute immer noch ist, zeigt deutlich, dass der säkulare Staat nicht nach neuen Traditionen in legitimatorischer Absicht sucht, sondern auf Vorhandenes zurückgreift.

1949: Religionsausübung als individuelles und kollektives Grundrecht

Die staatskirchenrechtlichen Regelungen der Weimarer Reichsverfassung wurden vor 70 Jahren en bloc in das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland (GG) übernommen. Der für die Stellung der Kirche im Staat mit Abstand wichtigste Artikel ist Artikel 4 (2) GG. Ganz unscheinbar heißt es dort: „Die ungestörte Religionsausübung wird gewährleistet.“ Bereits in Artikel 4 (1) wurde die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses als unverletzlich erklärt. Die

„ungestörte Religionsausübung“ hat damit den Rang eines Grundrechtes.

Nun sind aber Grundrechte als Menschenrechte per definitionem Persönlichkeitsrechte, die ausschließlich dem einzelnen Menschen zuerkannt werden: Nur natürliche Personen können Träger von Grundrechten sein. Die einzigen Ausnahmen sind die als Körperschaften des öffentlichen Rechts anerkannten Religionsgemeinschaften. Sie können als Institutionen ein Grundrecht in Anspruch nehmen: Die Religionsfreiheit wird zu einem kollektiven Grundrecht.

Man muss sich klar machen, was dies juristisch bedeutet: Innerhalb der Kirchen gibt es einen Raum, der für staatliches Recht tabu ist. Die Bestimmung aus Artikel 140 GG in Verbindung mit Artikel 137 (3), Satz 1 der Weimarer Reichsverfassung drückt dies klar aus:

„Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes.“

Bei flüchtigem Lesen könnte man meinen: Die Kirchen seien bei der Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten an die für alle geltenden (= staatlichen) Gesetze gebunden, aber das heißt es nach Artikel 4 (2) GG gerade nicht. Vielmehr bedeutet es: Innerhalb der staatlichen Gesetze um die Kirchen herum (das reformatorische „*ius circa sacra*“) gibt es eine Grenze, vor der die staatliche Gesetzgebung haltmachen muss. Hinter dieser Grenze beginnt der Bereich, in dem die Kirchen ihre Angelegenheiten selbstständig regeln, und – sofern es sich um die Religionsausübung handelt – Gesetzgebungskompetenz haben (das reformatorische „*ius in*

sacris“). Also: Es gibt ein eigenständiges Kirchenrecht, das der rechtlichen Aufsicht staatlicher Gerichte entzogen ist. Mittels dieses Kirchenrechtes wird alles geregelt, was in den Bereich der freien Religionsausübung fällt.

Die Sinnkrise des säkularen Staates und ein exemplarischer Versuch, diese zu lösen

Der Verfassungsrechtler und frühere Richter beim Bundesverfassungsgericht Ernst-Wolfgang Böckenförde hat in einer klassischen Formulierung das Dilemma des freiheitlich-säkularen, weltanschaulich neutralen Staates benannt: „Der freiheitliche, säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“¹ Böckenförde fragt:

„Woraus lebt der Staat, worin findet er die ihn tragende, homogenitätsverbürgende Kraft und die inneren Regulierungskräfte der Freiheit, deren er bedarf, nachdem die Bindungskraft aus der Religion für ihn nicht mehr essentiell sein kann?“

Böckenförde ist bekennender Katholik, und er ist Hegelianer. Zur Zeit des christlichen Staates im 19. Jahrhundert war der Hegelianismus in seiner politisch rechten Variante die typische Philosophie der monarchistisch, später dann nationalistisch gesinnten Protestanten. Die Linkshegelianer lösten sich später in den Marxismus hinein auf, da Marx Hegel „vom Kopf auf die Füße stellen“ wollte. Heutzutage findet Hegel dagegen hauptsächlich im katholischen Denken Beachtung. Nach Hegel

¹ Ernst-Wolfgang Böckenförde: „Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation“ [1967], in derselbe: Recht, Staat, Freiheit. Studien zu Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte, Frankfurt am Main 1991.

differenziert sich der göttliche Geist in der Welt in die Religion im engeren Sinne und in den Staat. Der Staat kann somit – katholisch gewendet – in die göttliche Seinsordnung integriert werden. Der Katholizismus denkt nämlich monistisch, also das Sein als ein in sich geschlossenes Ganzes. Diese Möglichkeit macht Hegel für katholische Staatstheoretiker so überaus attraktiv.

Böckenförde versucht – von einem hegelianischen Staatsverständnis herkommend – die Legitimation des säkularen Staates neu zu denken. Dabei begreift er die Entstehung des modernen Staates als Ergebnis der Säkularisation, also der Ablösung einer weltlichen Kultur aus dem Raum der Religion. Den Beginn dieses Prozesses sieht er im Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst im 11. Jahrhundert. Für die Entstehung des Staates habe der Investiturstreit, wo es um die Frage ging, wer Bischöfe einsetzen darf, der Kaiser oder der Papst, Folgendes gebracht: „[...] die Ablösung der politischen Ordnung als solcher von ihrer geistlich-religiösen Bestimmung und Durchformung, ihre ‚Verweltlichung‘ im Sinne des Heraustretens aus einer vorgegebenen religiös-politischen Einheitswelt zu eigener, weltlich konzipierter (‚politischer‘) Zielsetzung und Legitimation, schließlich die Trennung der politischen Ordnung von der christlichen Religion und jeder bestimmten Religion als ihrer Grundlage und ihrem Ferment.“

Für den säkularen Staat bedeutet das: „Die Substanz des Allgemeinen, das der Staat verkörpern und sichern soll, kann folglich nicht mehr in der Religion, einer bestimmten Religion gesucht, sie muss unabhängig von der Religion in weltlichen Zielen und Gemeinsamkeiten gefunden werden. Das Maß der Verwirklichung der Reli-

gionsfreiheit bezeichnet daher das Maß der Weltlichkeit des Staates."

Säkularisierung als Verwirklichung der Offenbarung – Hegel und Marx

Die Pointe dieser Säkularisierungsthese besteht darin, dass sich der moderne Staat aus der Einheitswelt des christlichen Mittelalters in einem Jahrhunderte dauernden Prozess langsam emanzipiert hat. Und es ist kein Zufall, dass ausgerechnet auf dem Boden des christlichen Abendlandes – und nur dort – dieser Säkularisationsvorgang stattfinden konnte. Ist doch das Christentum diejenige Religion, die als einzige die Möglichkeit zur Säkularisierung in sich trägt. Böckenförde kleidet diese Feststellung in eine Frage und lässt Hegel und Marx auf jeweils ihre Art darauf antworten:

„Ist der christliche Glaube seiner inneren Struktur nach eine Religion wie andere Religionen auch und ist deshalb seine gültige Erscheinungsform die des öffentlichen (Polis-) Kults, oder transzendiert der christliche Glaube die bisherigen Religionen, liegt seine Wirksamkeit und Verwirklichung gerade darin, die Sakralformen der Religion und die öffentliche Kult-Herrschaft abzubauen und die Menschen zur vernunftbestimmten, ‚weltlichen‘ Ordnung der Welt, zum Selbstbewußtsein ihrer Freiheit zu führen? Kein Geringerer als Hegel hat die Säkularisationsbewegung der Neuzeit, christlich gesehen, positiv interpretiert, nicht als Negation, sondern als Verwirklichung des Inhalts der Offenbarung, die mit Jesus Christus in die Welt gekommen sei. Und Karl Marx hat, von seinem Standpunkt aus mit Kritik, dar auf hingewiesen, dass die Emanzipation des Staates von der Religion ja nicht die wirkliche Religiosität des Menschen aufhebe und aufzuheben strebe.“

Man kann das Ganze so verstehen, dass die christliche Religion die Möglichkeiten zur Säkularisierung in sich trägt und der Staat institutionell von der Kirche getrennt ist und als religiös neutraler Staat auf der phänomenologischen Ebene ganz weltlicher Staat ist. Das heißt nun, dass „sich in der Entstehung des Staates ein Prinzip politisch-sozialer Ordnung verwirklicht [hat], das in der Sache dem Inhalt der christlichen Offenbarung entspricht, sich allerdings gegen die institutionellen Mächte des Christentums zur Geltung bringen musste.“

Sittlichkeit als Religion des Staates

Im Klartext heißt das nichts anderes, als dass der säkulare Staat eine spezifische Form des christlichen Staates ist, der nicht die positiven Bestimmungen der christlichen Religion zu Paragraphen des Staatsrechts macht, sondern der jenseits der institutionalisierten Form des Christentums, also der Kirchen, den Inhalt der christlichen Offenbarung in der sozialen Ordnung verwirklicht sieht.

Allerdings fehlt noch das Tüpfelchen auf dem i, nämlich die Antwort auf die Frage, wie die inneren Antriebe und Bindungskräfte, die der religiöse Glaube den Staatsbürger*innen vermittelt, über die bekennenden Christ*innen hinaus verallgemeinert werden können. Böckenförde leistet dies über die Reaktivierung des Begriffs der Sittlichkeit.

Das (katholische) Handbuch theologischer Grundbegriffe, 1963 erschienen und damit aktuelles Nachschlagewerk zu der Zeit, als Böckenförde seinen Aufsatz schrieb, bindet den Begriff der Sittlichkeit eng an die Religion. „Der stets erneut unternommene Versuch, die Zusammengehörig-

keit von Sittlichkeit und Religion zu sprengen, aus der Eigengeartheit der beiden Geltungsbereiche eine Gegensätzlichkeit zu machen und eine Sittlichkeit ohne Gott zu fordern, ist sowohl vom Religiösen her zum Scheitern verurteilt, weil die Heiligkeit Gottes sittliche Vollkommenheit verlangt, als auch von der Sittlichkeit aus, weil der personale Charakter der sittlichen Werte und ihr Absolutheitsanspruch nur eine Sinndeutung durch den persönlichen Gott zulassen.“²

Die Bestimmung, auf die sich Sittlichkeit richtet, ist dabei immer das Sittlich-Gute. Lassen wir die Bindung an Gott beiseite, bleiben drei Bestimmungen übrig: die sittliche Vollkommenheit, die sittlichen Werte und der Absolutheitsanspruch derselben. Lassen wir auch die Vollkommenheit als Ausdruck einer hierarchisch gedachten Seinsordnung als typisch katholisches Element außer Betracht, bleiben noch die sittlichen Werte in ihrer als absolut unhintergehbaren Verpflichtung übrig, auf die sich das sittliche Streben der Bürger*innen im Staat richten soll. Wie aber können diese sittlichen Werte verwirklicht werden?

Böckenförde hat das in einem Vortrag aus dem Jahr 1978 mit dem Titel „Der Staat als sittlicher Staat“ zu erklären versucht. In Auseinandersetzung mit dem Soziologen Helmut Schelsky, der in einem Beitrag in der Zeitung „Christ und Welt“ im Dezember 1977 bemängelt hat, „dass unserem Staat der Rückhalt in einem unbezweifelten politischen Glauben der Bürger fehle“, verwahrt sich Böckenförde gegen einen Rückfall in eine Zivilreligion Rousseau'scher Prägung, den er bei Schelsky zu erkennen 2 Notger Krautwig, Artikel „Sittlichkeit“ in: Handbuch theologischer Grundbegriffe, hrsg. von Heinrich Fries, Band II, München 1963.

glaubt: „Ein unbezweifeltes politischer Glaube als Fundament des Staates bedeutet, in die Praxis übersetzt, nichts anderes als die staatlich verwaltete und gepflegte politische Ideologie, eine säkularisierte Form antiker Polis-Religion, durch die die Politik auf die Gesinnung des einzelnen zurückgreift.“ Die Zwecke des Staates dürfen – weil der Staat die Freiheit und sittliche Selbstbestimmung des einzelnen anerkennen muss, sofern er ein freiheitlicher Staat sein will – ausschließlich das „Moment der Äußerlichkeit“ an sich haben.

Der Staat hat sich nach Böckenförde überall dort zu enthalten, wo er in die Gefahr geraten könnte, Gesinnungsstaat zu werden: „Es überschreitet die Möglichkeiten und im juristischen Sinn die Kompetenz eines auf die Freiheit des einzelnen, die Verwirklichung der Subjektivität bezogenen Staates, geistig-sittliche Grundhaltungen und Überzeugungen, und ebenso geistig kulturelle Grundfassungen und Standards kraft eigener Entscheidung festzusetzen und in der Form des Rechtsgebots verbindlich zu machen.“ Hat der Staat nun einerseits Sorge dafür zu tragen, dass die Subjektivität des Einzelnen sich nicht in inhaltlicher Beliebigkeit verliert, sondern weiterhin auf das „geistige und sittliche Leben des Volkes und der Gesellschaft“ hin orientiert ist, andererseits aber als freiheitlicher, säkularer Staat gezwungen ist, sich aller inhaltlichen Setzungen zu enthalten, so darf seine Tätigkeit ausschließlich „schützender und stützender Art“ sein.

Wenn der Staat die individualisierte Gesellschaft zähmen soll...

Die moderne Gesellschaft wird von Böckenförde als eine solche gesehen, die, weil sie auf der Basis der individuellen Grund- und Freiheitsrechte als Leistungsge-

sellschaft funktioniert, jede*n einzelne*n Bürger*in zur Selbstbezogenheit hin orientiert. Daraus entwickeln sich Einstellungen und Lebensprozesse, die auf das geistige Bewusstsein einwirken und damit in der Gefahr stehen, der ethisch-sittlichen Substanz entgegenzuwirken – wenn nämlich der Eigennutz im Vordergrund steht. Der Staat hat mittels der Gesetzgebung Akzente zu setzen, die Folgendes leisten sollen: Haltepunkte und normative Stützen zu bieten, an denen sich das sittliche Bewusstsein der Gesellschaft orientieren kann.

Es wird also vorausgesetzt, dass ein sittliches Bewusstsein, welches aus den Quellen christlicher Religion gespeist ist, innerhalb der Gesellschaft als Gemeingut oder gemeinsames Wissen vorhanden ist. Den geistigen Gravitationskräften der modernen Erwerbs- und Leistungsgesellschaft mittels einer staatlichen Gestaltung vor allem im gesetzgeberischen Bereich entgegenzuwirken – das ist die Aufgabe des sittlichen Staates.

Zusammengefasst tritt der Staat nur im Bereich des Äußerlichen auf und macht keine inhaltlichen Vorgaben im Sinne einer verbindlichen Gesinnung. Ihm kann „keine konstituierende, setzende Funktion zukommen, sondern nur eine schützende und stützende“. Konkret bedeutet dies: Mittels seiner gesetzgebenden Organe hat der Staat Rahmenbedingungen zu schaffen, die das Sittliche nicht nur ermöglichen, sondern positiv fördern.

Wenn Böckenförde in solchen Zusammenhängen von einer „ethisch-sittlichen Gesinnung“ oder von „dem Sittlichen“ redet, dann meint er damit einen Gemeinschaftsgeist, der der modernen Individualität entgegenwirkt und der Subjektivität des Einzel-

nen Orientierung bieten soll. Es geht darum, „die Konstitutionsbedingungen der Subjektivität, die Freiheit der Person und die Achtung des Gewissens, zu schützen“ sowie „den Prozess geistig-kulturellen Lebens und geistig-kultureller Bewegung als einen freien zu gewährleisten und zu schützen“, damit sich darin das geistig-kulturelle und das sittliche Bewusstsein der Bevölkerung zu artikulieren und weiterzutragen vermag. Diese Zielbestimmung ist verräterisch, weil vor „partikuläre(n) geistige(n) Bewegungen, die auf Alleingeltung und Beherrschung zielen,“ geschützt werden soll.

Man kann bei Böckenfördes Bestimmung des sittlichen Staates wunderbar studieren, wie – mittels eines katholisch gefüllten Begriffs der „Sittlichkeit“ – der Staat, ohne direkt in die Gesinnung der Bürger*innen eingreifen zu wollen, letztendlich zu einem religiösen Gesinnungsstaat zu werden droht. In seiner Entstehung ist er als „Vorgang der Säkularisation“ bereits ein Ergebnis der Ausdifferenzierung der christlichen Einheitswelt des Mittelalters. Und seine Selbstverpflichtung zur Neutralität in Gesinnungsfragen wird dadurch bagatellisiert, dass mittels der ethisch-sittlichen Gesinnung ein christlich geprägter Gemeinschaftsgeist als vorhanden unterstellt wird, der sowohl in der Rechtsprechung als auch in der Festlegung von Bildungszielen, Grundwerten und Orientierungswerten wirklichen Pluralismus eher behindert als fördert.

Mit einem solchen Modell wird zwar die katholische Kirche eng an den Staat gebunden und ihr wird eine wichtige Funktion für die fortwährende Legitimation des Staates vorgespielt. Allerdings muss gesehen werden, dass diese Konstruktion nur solange tragfähig ist, wie es eine allgemein gültige Überein-

kunft über die Inhalte der Sittlichkeit gibt. Diese allgemeingültige Übereinkunft gibt es – sollte es sie jemals gegeben haben – heute nicht mehr und wird es in Zukunft noch weniger geben. Das Verhältnis von Religion und Politik und damit auch von Kirche und Staat muss demnach zukünftig auf eine andere Grundlage gestellt werden.

Die Staatstheorien zeitgenössischer Staats- und Verfassungsrechtler laufen allesamt darauf hinaus, dass der Staat zunehmend so etwas wie eine ethische Gesamtorientierung für die Gesellschaft leisten soll. Was diesen Staatstheorien fehlt, ist eine systematische Reflexion über die Fundiertheit des Staates im gesellschaftlichen Gesamtprozess. Hierin repräsentiert auch Böckenfördes Theorie den aktuellen Stand der gesamten Disziplin. Bei Böckenförde fällt auf, dass ein Nachdenken über die Konstitutionsbedingungen des Staates unnötig ist, und er stattdessen als eine bestehende Institution innerhalb eines größeren Konstitutionszusammenhangs immer schon vorausgesetzt ist.

Man muss Böckenförde dankbar sein, dass er diese ethische Gesamtorientierung des Staates inhaltlich recht eindeutig nachvollziehbar macht. Andere Jurist*innen gefallen sich darin, den Staat als neutrale Instanz auszuweisen, die gesellschaftliche Konflikte nach irgendwelchen Regeln entscheidet, die sich das politische System selbst gegeben hat.

Eine solche Interpretation der weltanschaulichen Neutralität des Staates ist zwar populär, leidet aber an einer entscheidenden Unklarheit: Es wird nicht deutlich gemacht, wie jedes systematische Nachdenken über den Staat von den weltanschaulichen Vorgaben derjenigen geprägt ist, die diese

Überlegungen anstellen. Bei Böckenförde liegt die katholische Fundierung seines ganzen Nachdenkens über die Wirklichkeit, wie sie sich ihm darstellt, auf der Hand. Bei anderen ist das hinter der angeblich neutralen Staatstheorie stehende Verständnis von Wirklichkeit schwerer zu fassen, aber gleichwohl vorhanden.

... werden Kirchen zum Fremdkörper

Eines ist all jenen Staatstheorien, die in der Tradition Hegels die vielfältigen Lebensäußerungen der Gesellschaft nur innerhalb des einheitsstiftenden Dachs des Staates juristisch in den Griff zu bekommen glauben, gemeinsam: Sie gehen aus von einem Begriff von Gesellschaft, innerhalb dessen immer weitere Bereiche freier Geselligkeit nach rechtlicher Regulierung durch staatliche Instanzen verlangen. Innerhalb einer solchen Gesellschaft, die sich vollkommen unter dem Dach des Staates begreift und in der der Ruf nach Regelung durch den Staat immer stärker wird, wirken die Kirchen aufgrund ihrer grundgesetzlich garantierten Sonderstellung immer mehr als Fremdkörper.

Von daher legen sich zwei Entwicklungen nahe: Zum einen ist das eine seit den späten 1960er Jahren unter Verfassungsrechtlern diskutierte Debatte nach der Aufnahme der Kulturstaatlichkeit als Staatszielbestimmung ins Grundgesetz. Die Bundesrepublik wäre dann nicht mehr nur föderaler und demokratischer Rechts- und Sozialstaat, sondern auch Kulturstaat.

Parallel dazu gibt es die Forderung nach der „Hereinnahme des Kulturellen in das Staatsverständnis“ und die Hereinnahme des Staatskirchenrechts in eine wie auch immer geartete Kulturverfassung. Hinter einer solchen Forderung

verbirgt sich die Vorstellung, dass der Staat seine Förderung der Kultur keineswegs auf das Gewähren eines rechtlichen Rahmens beschränken soll. Weitergehend soll er durch die Hereinnahme des Kulturrechts ins Verfassungsrecht aktiv gestaltend in den inneren Bereich des Kulturellen eingreifen. Bezeichnend ist die Tatsache, dass es seit 1998 bei der Bundesregierung einen Staatsminister für Kultur gibt, obwohl Kultur, soweit überhaupt ein Objekt staatlicher Gestaltung und Regulierung, zu den Länderangelegenheiten zählt.

Für die Kirchen bahnt sich hier eine gefährliche Entwicklung an. Es ist gar nicht mal so sehr die Kirchensteuer, die zukünftig schwerer zu vermitteln sein wird. Es ist vielmehr die Tatsache, dass es innerhalb eines Staates, der die Pflege der Kultur zu seinen Staatszielen erklärt und durch eine Kulturverfassung rechtliche Regelungen zur Förderung der Kultur erlassen hat, mit den Kirchen ein Gefüge von Institutionen gibt, denen durch ein System von verfassungsmäßig garantierten Rechten scheinbar ein Eigenleben zugestanden wird, das sich im Wesentlichen der rechtlichen Regelung des Staates entzieht. Ein solches Unverständnis wird hin und wieder sogar in den Reihen der Kirchen, vor allem im evangelischen Bereich, artikuliert, wenn die Fortexistenz der Kirchensteuer infrage gestellt wird und stattdessen das Erheben einer Kultursteuer nach italienischem Vorbild angeregt wird. Das ganze verkauft sich dann als Beitrag zur Stärkung des weltanschaulichen Pluralismus, weil die Kirchen damit in eine Konkurrenzsituation mit anderen Vereinigungen gestellt wären und durch Qualität ihrer Arbeit um Anteile aus der Kultursteuer kämpfen müssten.

Das alles klingt verlockend, ist aber letztendlich Ausdruck eines

monistischen Gesellschaftsverständnisses, das gesellschaftliche Lebensäußerungen nur innerhalb der Regelungskompetenz des Staates begreifen kann. Da es offensichtlich ein Faktum ist, dass immer mehr innergesellschaftlich vorhandene Orientierungen nicht-rechtlicher Art wegbrechen („Werteverfall“), kann dieser Ruf nach dem Staat einiges an Evidenz für sich in Anspruch nehmen. Tatsächlich gibt es einen feststellbaren Bedarf nach staatlichem Handeln in Bereichen, die früher weitgehend ohne staatliches Zutun organisiert waren; offensichtlich wird das etwa an der Einführung der Pflegeversicherung, aber auch an dem Ruf nach mehr Ganztagschulen oder überhaupt Erziehungseinrichtungen, die ganztägige Betreuung anbieten.

Damit einher geht ein neues Verständnis von Freiheit: Bedeutete vor 1918 Freiheit in der politischen Sphäre Freiheit vom Staat, so wird darunter heute in erster Linie eine vom Staat garantierte und bereitgestellte Auswahlmöglichkeit an Angeboten zur Freizeit und überhaupt zur Lebensgestaltung verstanden.

Alternativen der Gesellschaftsorganisation als kirchliche Aufgabe

Wenn sich nun orientierende Gewissheiten, die den einzelnen Menschen in seiner Lebensführung leiten, jenseits dieser in der Rechtsordnungskompetenz des Staates implizierten Gewissheiten auflösen, ergibt sich daraus für die Kirchen eine nicht leicht zu lösende Zukunftsaufgabe: Sie müssen offensiv als Vertreterinnen solcher Gewissheiten auftreten. Vor allem müssen sie die Gewissheit wachhalten, dass auch die Selbstorganisation der Gesellschaft anders denkbar ist, als es die seit Hegel gängige Tradition der Rechts- und

Staatsphilosophie nahelegt und nahezu alternativenlos vertritt.

Gegenwärtig ist die staatskirchenrechtliche Situation für die Umsetzung dieses Auftrages günstig. Das muss aber nicht so bleiben. Auch Verfassungsrecht kann geändert werden, wenn bestimmte materiale Regelungen, wie etwa die Garantie des konfessionellen Religionsunterrichts an staatlichen Schulen, nur noch von Minderheiten als sinnhaft empfunden werden.

Aus alledem folgt, dass die Kirchen ihre gegenwärtige staatskirchenrechtliche Stellung konstruktiv ausnutzen, aber nicht im Sinne einer Bestandsgarantie werten sollten. Es könnte sein, dass man in naher (oder vielleicht auch fer-

ner) Zukunft gezwungen ist, etwa in Fragen des konfessionellen Religionsunterrichts, der theologischen Ausbildung an staatlichen Universitäten, der Diakonie als staatlich gefördertem Wohlfahrtsverband oder anderen heute noch in Zusammenarbeit mit dem Staat zu leistenden Aufgaben, eigene Wege zu gehen. Zugegebenermaßen besteht derzeit kein Grund zu hektischer Betriebsamkeit in diese Richtung. Aber man sollte für den Fall der Fälle gewappnet sein. Und das geschieht am besten durch gewissenhafte Pflege der eigenen Institution.

Dr. Martin Schuck, 67346 Speyer

Mit freundlicher Genehmigung übernommen aus dem Hessischen Pfarrblatt Nr. 1/2020, S. 11 ff.

Gott und die Revolution

Zum Gedenken an Ernesto Cardenal (20.1.1925–1.3.2020)

1. Zwei Worte

„Gott ist die Liebe. Und er ist eine verschmähte Liebe. Das ist die große Tragik Gottes. Wir sehen ihn oft als Tyrannen, der immer mehr und mehr von uns fordert, aber er ist nichts als bittende Liebe. Der Schöpfer der ganzen Welt bettelt um deine Liebe.“

„Die Juden stellten sich unter dem Himmelreich ein irdisches Reich vor und hatten auch Recht damit, denn das Himmelreich ist das auf Erden begründete Himmelreich und darum bitten wir im Vaterunser, dass es zu uns kommen möge... Es handelt sich um eine umgekehrte Ordnung. Das Himmelreich ist ein Reich ohne Untertanen, ein demokratisches Reich, ein Reich von Königen.“¹

¹ Ernesto Cardenal, Das Buch von der Liebe, Hamburg 1971, S. 30, 97f

2. Braucht der Mensch Gott oder braucht Gott den Menschen?

Von Ernesto Cardenal, dem am 1. März dieses Jahres im Alter von 95 Jahren verstorbenen Begründer der Befreiungstheologie und treuen Anhänger der sandinistischen Revolution von 1979, der einen sozialistischen Humanismus vertrat, ist dieser Satz überliefert: „Gott braucht den Menschen nicht, um glücklich zu sein, und doch liebt er ihn so, als ob er ohne ihn ewig unglücklich wäre.“² Damit umschreibt der Priester und Poet das Geheimnis einer bedingungslosen und unergründlichen Liebe, die Liebe Gottes zum Menschen.

Dass Gott sich von sich aus in freier Liebe an den Menschen gebunden hat, ist den Meisten wohl eher 2 Adios, compañero!, Christ und Welt, 5.3.2020

ein ungewohnter Gedanke. Wir fragen doch umgekehrt: „Wozu braucht der Mensch Gott?“ Er ist gut für die, sagen viele, die im Glauben einen Halt suchen. Andererseits gelten die vielen schreienden Ungerechtigkeiten und Tragödien auf der Erde eher als Beweis dafür, dass es keinen Gott gibt. Der würde das doch nicht zulassen. Wir brauchen Gott also nicht. Atheisten sind oft glücklicher und sicher keine böseren Menschen als Christen. Und dass der Mensch ein religiöses Bedürfnis hat, ist eine Erfindung von Theologen, die sich angesichts des Siegeszuges säkularer Weltbilder in Bedrängnis sehen. Zudem erscheint der religiöse Mensch, dessen Sorge sein eigenes Heil ist, als unverkennbar egoistisch.

Weshalb ist das so? Vielleicht weil die Frage nach der Rettung der Menschheit aus ihrem tiefen Leid und Elend in den Religionen nicht in aller Dringlichkeit gestellt wird. Auch nicht im Christentum. Und dementsprechend huscht die Bitte des Vaterunsers „Dein Reich komme!“ nur über die Lippen und das Gebot Jesu: „Suchet vielmehr zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit“ (Mt 6,33) wird überhört. Das Reich Gottes ist die Verheißung der biblischen Schriften auf „einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt“ (Jes 65,17; 2 Petr 3,13) und Leid und Tränen ein Ende haben (Off Joh 21,4). Das Himmelreich auf Erden ist ein Reich von lauter Königen, sagt Ernesto Cardenal. Gott liebt den Menschen so sehr, dass er ein solches Reich „in allen Völkern, in der ganzen menschlichen Gesellschaft“³ verwirklicht sehen will. Es fällt auf, dass Ernesto Cardenal Religion nicht interessiert. Ihn erfüllt die Liebe Gottes zum Menschen, deren politischer

3 E. Cardenal, Das Buch von der Liebe, S. 97 f.

Name „Kommunismus“⁴ ist. „Die Sünde ist der Glaube, wir wüssten besser als Gott, was für uns gut ist.“⁵

Woher können wir wissen, was dieses Gute ist, das Gott für uns bereit hält? Mit einer Auslegung der Anfangskapitel des Buches Exodus (Kap. 1-3,14), dem Vorspiel der revolutionären Befreiung Israels aus der Sklaverei in Ägypten, versuchen wir eine Antwort zu finden.

3. Gerechtigkeitssinn ohne Gott (Exodus Kapitel 1 und 2)

Das erste Kapitel des Exodusbuches schildert in knapper dramatischer Prosa die misslingenden Versuche des Pharaos das Volk der Israeliten zu zermürben und zu beseitigen. Zunächst sollen sie mit drakonischer Zwangsarbeit unter rücksichtsloser Misshandlung aufgerieben werden. Dieser erste Plan zur Vernichtung Israels war wegen der Größe des Volkes undurchführbar⁶. Dieser erste „Plan

4 ibidem, S. 40. Für Cardenal gehört der Kommunismus in das Dogma der Heiligen Dreifaltigkeit. Gott ist nicht eins, sondern mit sich einig als Liebender (Union), der an seiner Liebe Anteil gibt (Kommunion) und sie gesellschaftlich zwischen all seinen Geschöpfen verwirklicht sehen will (Kommunismus).

5 ibidem, S. 78

6 Die Verse Ex 2, 13f betonen durch gezielte Hervorhebung der Zwangsarbeit (5x hebräisch *äbäd* = Arbeit mit verstärkenden Adjektiven und 2x hebr. *bparäch* = rücksichtslos) die Konzentration der Hebräer zum Sklavendienst. Offenbar will der Text sagen, dass diese drakonische Verschärfung des Arbeitsdienstes (V.13 f.) verordnet wurde, nachdem die Fron bei dem Aufbau der Vorratsstädte Pithom und Ramses am Wachstum des Volkes der Israeliten nichts änderte (V.11f). Aber auch die Verschärfung der Zwangsarbeit verpuffte in ihrer Wirkung, denn übergangslos wird ab V.15 von der neuen Maßnahme der

zur Vernichtung Israels“ misslang⁷. Pharaos zweiter Anlauf war der befohlene Mord an den hebräischen Knäblein unmittelbar nach ihrer Geburt. Die Hebammen, namentlich Schifra und Pua, widersetzten sich dem diktatorischen Befehl. Ihr Verhalten bezeichnet die Thora als „gottesfürchtig“⁸. Sogar im Königspalast wird die Autorität des Pharaos untergraben. Die Tochter des Pharaos „erbarmt sich“ des auf dem Nil ausgesetzten Säuglings, den sie als hebräischen erkennt, seiner Mutter als Amme zurückgibt, um ihn später ausdrücklich als ihren Sohn, den sie „aus dem Wasser gezogen“ (= Mose) hat, annimmt (Ex 2,1-10). Untergründige Kooperation mit dem zum politischen Todfeind erklärten Sklavenvolk. Geradezu eine Palastrevolte!

Und dann noch der Gerechtigkeitseifer des jungen Mose. Er wehrt einem ägyptischen Vorarbeiter, der einen hebräischen Sklaven misshandelt, und erschlägt ihn. Er ermahnt einen Hebräer, der im Streit gegen sein Nächsten die Hand erhebt (Ex 2,11-14). Auf der Flucht vor dem Pharaos kommt er nach Midian, wo er den Töchtern des Priesters Reguel, die vorhaben, ihr Vieh am Brunnen zu tränken, gegen die Hirten, die die Frauen vertreiben wollen, beisteht und hilft. Schließlich wird er, obwohl als Ägypter angesehen, in das Haus Reguels geladen, heiratet dessen Tochter Zippora, die einen Sohn gebiert, den er Gersom: „Ich Tötung der männlichen Neugeburten berichtet.

7 Hertz, Pentateuch und Haftaroth II, Exodus, Zürich 1984, S. 9

8 *jare' älohim* = gottesfürchtig gelten der Thora Menschen, die aus Achtung vor dem Menschenleben einen Mord nicht begehen. Vgl. Dtr 25,18, wo die Amalekiter als „ohne Gott zu fürchten“ bezeichnet werden, weil sie die ziehenden israelitischen Sklaven hinterrücks kriegerisch überfielen und viele töteten (Ex 17,8).

bin Gast geworden in fremdem Lande", nennt (Ex 2,15-21).

4. Wann Gott sich offenbart: in einer revolutionären Situation

So gab es wohl eine gewisse Anzahl Menschen, die sich der pharaonischen Unterdrückungs- und Vernichtungspolitik widersetzen: aus Gottesfurcht, aus Erbarmen, aus Gerechtigkeitsgefühl. Und dann macht Mose die Erfahrung vorurteilsloser Gastfreundschaft. Das sind die geistigen Säulen, auf denen später die Thora gebaut wurde. Hier sind es die Vorbedingungen dafür, dass Gott sich zeigt. Denn es fällt auf, dass die Erzählung bis hier ohne den Gottesnamen auskommt. Menschen können von sich aus, ohne Gottes Hilfe, gerecht sein, sagt das dem Leser. Und: Für so ein revolutionäres und der Gerechtigkeit einen Durchbruch verschaffendes Unternehmen wie der Befreiung eines versklavten Volkes scheint Gott erst tätig zu werden, wenn er mit ausreichend menschlicher Unterstützung rechnen kann. Deshalb heißt es erst jetzt (Ex 2,23f), dass der Israeliten Geschrei wegen ihrer Zwangsarbeit „zu Gott empordrang“. Und dann weiter: „Gott hörte“ ihr Wehgeschrei, „Gott gedachte“ seines Bundes mit den Vätern, „Gott sah“ die Kinder Israel und „Gott gab sich kund“.

Die systematische Misshandlung der Israeliten und ihr Wehgeschrei wegen ihrer Leiden ist die eine Voraussetzung dafür, dass Gott seiner Verheißungen, seiner Zusage an Israel, als Volk im Land Kanaan zu leben, und seines Gerechtigkeitsversprechens für die Menschheit gedenkt. D. h. sie jetzt geschichtlich handelnd ihrer Verwirklichung zuführen. Die andere Voraussetzung besteht in dem Vorhandensein einer gerechten Gesinnung bei ausreichend vielen Menschen, ohne die eine Revolution, wie die

Befreiung eines versklavten Volkes, ohne die ein Exodus aus einer Großmacht nicht gelingen kann. Was Ex 1-2,22 beschreibt bzw. skizziert ist nichts anderes als eine revolutionäre Situation. In ihr, wo die Israeliten nur ihre Ketten zu verlieren haben und schon gerechte Einsicht in den moralischen Imperativ, sich Pharaos Tyrannei zu widersetzen, vorhanden ist, gibt Gott seine Verheißungen an Abraham, Isaak und Jakob dem Mose erneut kund, um sie durch eine die Völkergeschichte entscheidend verändernde neue Tatsache in ihrer Verwirklichung voranbringen: Mit dem Exodus und der Landnahme betritt Gottes Bundesvolk die Bühne der Weltgeschichte. Mose wird berufen, diese revolutionäre Veränderung herbeizuführen.

5. Die Sendung des Mose: Gott führt in die gerechte Revolution (Exodus Kap. 3,1-14)

Im Lande Midian, am Gottesberg Horeb die Schafe seines Schwiegervaters hütend, widerfährt Mose eine zwiefältige Vision. Zuerst „erscheint“ ihm „ein Bote JHWHs in einer Feuerflamme mitten aus dem Dorngewächs“ (V.2a). Danach schaut er, wie der Dornbusch im Feuer brennt, von diesem aber nicht verzehrt wird. Viele deuten den dem Feuer standhaltenden Dornbusch auf die Überlebenskraft Israels: „Wie der Dornbusch im Feuer brennt und nicht verzehrt wird, so werden auch die Ägypter die Israeliten nicht aufreiben können.“⁹ Israel wird aus Ägypten errettet bzw. befreit werden, um der seinen Vätern versprochenen Zukunft entgegenzugehen. Der Urvater der Israeliten Abraham starb im Vertrauen auf das an ihn ergangene Verheißungswort: Israel wird ein Volk, Israel erhält ein 9 Midrasch Schemot Rabba, Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1881, Jerusalem 2010, S. 35

Land, aus Israel sprosst der universale Menschheitsfriede in Abrahams Namen (Gen 12,1-3). Die Befreiung der versklavten Hebräer aus Ägypten würde die Welt revolutionär verändern. Israel würde nach seinem Auszug aus dem pharaonischen Haus der Sklaverei und nach seinem Einzug als freies Volk in das Land Kanaan als Erinnerung und Mahnung für alle Völker dastehen, als Exempel dafür, dass die ganze Menschheit zu einem Leben in Freiheit und Gerechtigkeit bestimmt ist. Zu dieser ewigen Aufgabe ist Israel berufen. Das Feuer, im Dornbusch, aus dem ein Bote Gottes erscheint und spricht, steht für den brennenden Eifer und die väterliche Treue, mit der Gott sein Volk an seine prophetische Aufgabe immer wieder erinnern wird.

Dieser Wille und diese Liebe brennen im Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der nun herabkommen will, um die Israeliten aus der Gewalt der Ägypter zu erretten und in ein schönes und weites Land zu führen. Und so mündet die Offenbarung in eine Sendung, in die Beauftragung des Mose, um das Verheißungswort an Abraham ein Stück weit zu verwirklichen: „Und nun, komme, ich will dich zu Pharao senden und führe mein Volk, die Kinder Israels, aus Ägypten.“ (Ex 3,10). Als einer, der um der Gerechtigkeit willen fliehen musste, erscheint Mose zurecht für diese Mission ausgesucht.

Mose erhält den revolutionären Auftrag, ein versklavtes Volk aus der Zwinghand des Königs einer Großmacht zu befreien. Etwas, was die Antike und die Menschheit noch nicht gesehen hatte und in ihrer Anbetung aller großen Macht dann immer verdrängt hielt. Welche Geschichtsschreibung berichtet von der Befreiung der versklavten Juden, von der Wirkung dieses Ereignisses in der

Menschheitsgeschichte? Nur die jüdische Bibel. Eine Geschichte, die den Hunger nach einer Befreiung aller Versklavten und Unterdrückten zu wecken imstande ist, passt nicht in die herrschende Geschichtsschreibung, die die Geschichtsschreibung der Herrschenden ist.

Gott beauftragt Mose mit einer weltgeschichtlich beispiellosen Befreiungsaktion: „ob je ein Gott versucht hat, herzukommen und sich ein Volk mitten aus einem Volk herauszuholen“ (5. Mose 4,34).

6. Ich werde sein, der ich bin: Ich werde der revolutionäre Befreier sein, der ich ewig bin.

Mose fragt nach einem Namen, den er den Israeliten nennen soll, wenn sie ihn nach dem fragen werden, der ihn gesandt hat (Ex 3,13). Gott antwortet ihm mit einer Selbsterklärung: „Ich werde sein, der ich bin.“ Und er fährt fort: „Du sollst den Söhnen Israels sagen: ‚Ich bin‘ hat mich zu euch gesandt. Und Gott sprach weiter zu Mose: So sollst du den Söhnen Israels sagen: ‚JHWH, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name ewiglich. So will ich angerufen sein von Geschlecht zu Geschlecht“ (Ex 3,14 f.).

Was heißt ‚Ich werde sein, der ich bin‘? Die Antwort gibt der Text selbst. Mit der Nennung des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs werden die Verheißungen an die Erzväter wachgerufen. Um die den Erzvätern zugesagte Treue Gottes zu seinen Verheißungen für Israel und die Menschheit geht es auch jetzt wieder. Es kommt nur ein Satz, der die unbedingte und ewige Treue Gottes zu seinem revolutionären Willen ausdrückt, hinzu: Ich werde auch heute der-

selbe sein, als der ich mich damals zugesagt habe. Ich bin der meinen befreienden Zusagen ewig und unverbrüchlich Treue. Ich werde sein, der ich bin. Ich bin in meinem revolutionären Willen für Israel und die Menschheit absolut verlässlich.

Am Berg Horeb geschieht zuge-spitzt gesagt das Folgende. Angesichts einer nach Gerechtigkeit schreienden Situation beruft der seinem Wesen, seinem absoluten Gerechtigkeitswillen, treue Gott den nach Gerechtigkeit strebenden Mose zum revolutionären Befreier. Der Israel aus Ägypten herausführen wollende Gott (Ex 3,8) beruft Mose zu dem, der das Volk herausführen will (Ex 3,10). Berufen sein bedeutet vom göttlichen Willen besessen sein. Indem Gott Mose zum Führer des Exodus erwählt, steigt er herab vom Thron des verheißenden und macht sich selber in Mose zum Führer des Exodus. Gott verwirklicht sein revolutionäres Befreiungswerk, indem er es Mose verwirklichen lässt.

7. Zur Verwirklichung der revolutionären Verheißung brauchen Mensch und Gott einander

Dieses Zusammenwirken von Gott und Mose in der befreienden Aktion ist entscheidend. Denn: Der Befreiung verheißende Gott kann diese ohne Menschen, die Befreiung wollen, nicht verwirklichen. Und: Der Befreiung wollende Mensch kann ohne den Beistand des in seinem Befreiungswillen bedingungslos treu bleibenden Gottes seinen eigenen schwachen menschlichen Befreiungswillen nicht unter allen Bedingungen aufrecht halten.

Der göttliche Befreiungswille braucht den menschlichen Befreiungswillen zur Verwirklichung seiner revolutionären Verheißungen. Der menschliche Befreiungswille

braucht den göttlichen, um der revolutionären Hoffnung die Treue halten zu können. Gott braucht den Menschen für sein Projekt der in Liebe, Zedaka und Shalom¹⁰ erstrahlenden Schöpfung. Der Mensch braucht Gottes Geist als Hilfe, um als Mitarbeiter an diesem Projekt nicht der Versuchung der Macht oder der Resignation zu verfallen.

Hilfe für Gott kann nur der seiner revolutionären Hoffnung treu bleibende Mensch sein. So einer war Mose. Hilfe für den Menschen kann nur der Gott sein, der sich als der seinen revolutionären Verheißungen treue erwiesen hat. So einer ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs: Ich werde sein, der ich bin.

Gott braucht den Menschen, um seine Revolution zu verwirklichen. Der Mensch braucht Gott, um Revolutionär zu bleiben. Gott ist der, der das menschliche Gerechtigkeitsbegehren in die Revolution führt.

8. Gott, der Befreier vom Sklavendienst der Religion zum Gottesdienst revolutionärer Politik

Damit haben wir die Rede von Gott, genauer vom Gott Israels oder vom Gott der biblischen Verheißungen, aus dem Zusammenhang mit den Religionen herausgenommen. Sie hat u. E. dort nichts zu suchen. Bei der biblischen Botschaft handelt es sich nicht um eine neue Religion, sondern um die Ankündigung des Reiches Gottes. Dieses intendiert eine neue Menschheit, die Neugestaltung aller menschlichen Verhältnisse im Geist von Güte, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit in einem weltweiten Shalom. Das ist nicht Religion, sondern strikt alttestamentarisch prophetische 10 Zedaka = hebräisch Gerechtigkeit, Shalom = Frieden

Politik. Religion dagegen ist Unglaube an das Reich Gottes, Götzendienst und Heilsegoismus.

Um das zu verstehen, müssen wir die Religion im Licht der biblischen Hoffnung auf „einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt“ (Jes 65,17; 2 Petr 3,13) betrachten. Biblisch geht es immer um eine Hoffnung, die die menschlichen Sehnsüchte unendlich überbietet, um eine im Geist reiner Gerechtigkeit, der Liebe, revolutionär zu erneuernden Menschheit. Solche Hoffnung befreit von aller religiösen Fixierung auf das eigene Heil und entlarvt sie als Verkrümmung des Menschen in sich selbst, als Selbstliebe (*amor sui*), als Sünde, als Verslossenheit gegenüber dem allen Menschen Befreiung bringenden Reich Gottes. Der religiöse Mensch betet um sein Heil, das Wohlbefinden seiner selbst und seiner Angehörigen. Der Christ betet: Dein Reich komme.

Gott ist nicht das Subjekt der Religionen. Gott befreit aus den Ketten der religiösen Vernebelung ungerechter Herrschaftsstrukturen und eröffnet in der Nachfolge des Auszugs Israels aus Ägypten den Weg in eine von allen versklavenden Götzen und Ideologien (Marktwirtschaft, Notwendigkeit der Konkurrenz, Sichselbst-erfinden) befreite Zukunft. Gott versetzt den Menschen in ein kritisches Verhältnis zur Religion, wie schon Israel in ein befreiendes zur Vergötzung der Macht des Pharaos. Der Gott Israels will den Exodus wie seines Volkes so aller Menschen aus versklavenden und religiös vernebelten Machtverhältnissen. Denn das ist seine Identität: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus dem Lande Ägypten, aus dem Sklavenhause herausgeführt habe. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“ (Ex 20,2; Dtrn 5,6).

9. Mose und Ernesto

Jede gute Revolution ist ein langer Exodus. Denn nach dem unumgänglichen Auszug aus den politischen Machtverhältnissen, dem Abstreifen der Herrschaftsstrukturen als Initialzündung, kommt der langwierige und komplexere Auszug aus Machtbegehren, Egoismus und Vorteilsdenken, aber auch aus Schicksalsgläubigkeit, angeblichen Determinismen und hartnäckiger Ergebenheit in geglaubte Unveränderlichkeiten. Dabei gilt, alles von Menschen gemachte Gesellschaftliche ist in Richtung auf ein Miteinander in Liebe und Gerechtigkeit veränderbar. Darin liegt das gemeinsame Vertrauen und die gemeinsame Hoffnung von Mose und Ernesto.

„Der Gerechtigkeit und nur der Gerechtigkeit sollst du nachjagen“, heißt es im 5. Buch Mose (16,20). Ernesto fasst es unter dem Licht Gottes, der die Liebe ist: „Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm“ (1Joh 4,16b). In der Gerechtigkeit Gottes bleiben heißt in seiner Liebe bleiben. Auch darum geht es beim revolutionären Exodus.

Mose ist bei der Gerechtigkeit geblieben. Er hat sein Volk aus der Sklaverei herausgeführt, vor dem Abfall zum goldenen Stierkalb der Macht bewahrt (Ex 32) und bis zum Übergang ins verheißene Land, wo Gerechtigkeit und Friede sich küssen sollen (Ps 85,11), gebracht.

Ernesto Cardenal ist bei der Liebe geblieben. Er hat sich der sandinistischen Revolution angeschlossen, ihr als Kulturminister der Liebe gedient, sich dem Götzen der Macht nicht gebeugt, als die Ortega-Clique diktatorische Macht usurpierte. Auf dem Irrweg der Ungerechtigkeit blieb er als

Mahner für Gottes revolutionäre Liebe aufrecht stehen und leuchtet uns so weiter nach seinem Tod.

10. Sterne der Hoffnung

Mose und Ernesto sind Sterne. Sie leuchten aus ihrer Vergangenheit in die Zukunft. Sie sind Sterne der unsterblichen Hoffnung auf Gerechtigkeit und Liebe. Weshalb? Weil die Hoffnung auf die befreiende Revolution der Gerechtigkeit in ihnen nicht starb.

Die Hoffnung stirbt zuletzt. Dieser Satz wird oft so dahingeworfen. Fast verächtlich, als solle die Hoffnung lächerlich gemacht werden, weil sie immer wieder der scheinbar stärkeren Realität weichen muss. Aber bis in die Antike zurückgeschaut ist sie bei allen erlittenen Niederlagen doch auch stärker, geradezu unverwundlich. Sie steht immer wieder auf, sie ist Auferstehung und Leben. Alle Mächtigen haben ein Ende, einen Untergang gehabt. Ihr sogen. Erbe, wie z.B. das gerühmte römische Recht, ist doch nur das gebliebene Korsett für ein verlängertes Herrschaftssystem der Besitzenden. Von dort strahlt kein Licht.

Aber Mose und Ernesto strahlen wie Sterne am Himmel. Sie erleuchten eine Zukunft, die dank der Unsterblichkeit der Hoffnung trotz allem immer noch im Kommen ist. Sie gehören zu den Sternen der ausstehenden Revolution der Gerechtigkeit und Liebe, den Sternen des nahenden Reiches Gottes.

Die Zeit bis zu ihrer Ankunft wird sinnvollerweise in Lichtjahren gemessen. Das heißt: Die Geschwindigkeit ihres Kommens ist unausdenkbar rasch und ihre Ankunft ist gewiss: „Das Königreich der Himmel ist nahe herbeigekom-

men" (Mt 4,17). Nur: den genauen Zeitpunkt seiner Ankunft können wir nicht bestimmen¹¹.

Klaus-Peter Lehmann, Augsburg

11 „Als sie nun zusammengekommen waren, fragten sie ihn: Herr, stellst du in dieser Zeit für Israel das Reich wieder her? Er sprach zu ihnen: Euch gebührt es nicht, Zeit oder Stunde zu wissen, die der Vater nach seiner eignen Macht festgesetzt hat" (Apg 1,6f). „Die Offenbarung setzt noch eine Frist voraus; doch drängt sie dem Ende zu und trägt nicht. Wenn sie sich verzögert, so harre auf sie; ja, gewiss trifft sie ein und bleibt nicht aus!" (Babylonischer Talmud Sanhedrin 97b).

Bücher

Aladin El-Mafaalani, Das Inte-grationsparadox, Köln 2018² (Kiepenheuer & Witsch), Taschenbuch, 240 Seiten, 15.- €, ISBN 978-3-462-05164-3

Dieses Buch kam zu mir als Empfehlung für einen Arbeitskreis, der Beziehungen zu einer tansanischen Partnergemeinde begleitet und fördert. Aber es beleuchtet Verhältnisse, die für uns alle gelten. Denn Fragen der Integration von Migranten, von divergierenden Meinungen, von unterschiedlichen Kulturen betreffen uns alle, sind aktuelles gesellschaftliches, politisches Thema.

El-Mafaalani ruft ins Gedächtnis, was in den vergangenen Jahrzehnten schon alles in Deutschland zum Thema „Integration" geschehen ist, manches hilfreich, manches verhängnisvoll (kriminelle Clans mit nahöstlichem Hintergrund sind keineswegs vom Himmel gefallen!).

Liebe Leserin, lieber Leser!

da stehe ich in der Schlange. Zwanzig Meter, zehn Personen. Abstand heißt die Devise in Corona-Zeiten. Gut, dass es nicht regnet. Der Wind ist gerade noch erträglich. Ich rufe meine Frau an. Es wird eine halbe Stunde später mit dem Essen als geplant.

Ich bitte den Herrn vor mir in der Schlange, doch aufzurücken. Im Hinterkopf habe ich mir vorgestellt, jemand könnte sich sonst reinquetschen. Panik im Herzen! Aber es quetscht sich keiner rein – oder doch, da vorne am Eingang zum Postamt? Alle bewahren Ruhe, also ich auch – eigentlich sollte ich mehr Ruhe bewahren. Ich bin Rentner, habe keinen Zeitdruck vom Beruf her, keine kleinen Kinder, die vielleicht daheim die Bude auf den Kopf stellen. Und doch, es fällt mir nicht leicht, die Ruhe zu bewahren. Bin wohl ein nervöser Typ, mitunter.

Da fangen in der Nähe Kirchenglocken zu läuten an. Ach ja, es ist zwölf Uhr Mittag. Da könnte man doch beten: „Verleih uns Frieden gnädiglich". Und ich bete. Da fällt mir ein, es könnte doch vielleicht auch heißen: „Verleih mir Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu meinen Zeiten. Es ist ja doch kein anderer nicht, der für mich könnte streiten denn du, mein Gott, alleine." Fängt nicht der Krieg in mir an?

Noch nie habe ich dieses alte Lied so gebetet.

Ihr

CW

Er bietet einen weiten Horizont der Begegnungen und Abgrenzungen, nicht nur in Deutschland. Er räumt auf mit dem Vorurteil, dass es keinen Streit mehr gäbe, wenn alle gut integriert wären. Je mehr Menschen mit am Tisch sitzen, desto mehr wird diskutiert, desto mehr Meinungen werden ausgetauscht, desto mehr unterschiedliche Standpunkte kommen ins Gespräch. Und es wird auf Dauer nicht möglich sein, dass alle alles tolerieren. „Anything goes" ist sowieso nur eine Haltung für Großstädter, vielleicht Millionenstädter. Aber der Globus wird nicht nur von Großstädtern bewohnt. Sehr viele Menschen leben weiterhin in überschaubaren Gemeinschaften und tun sich schwerer mit anders Denkenden, anders Lebenden als

die Menschen in anonymen Massensiedlungen.

El-Mafaalani hat eine gut lesbare Diktion. Seine Eltern waren Migranten. Er weiß, wovon er spricht. Sein Buch macht nachdenklich, weil es vieles ins Gedächtnis zurückruft, was vielleicht schon verdrängt wird. Aber es macht auch hoffnungsvoll. Die Integration schafft Konflikte, das ist El-Mafaalanis nüchterne, m. E. realistische Botschaft. Es kommt darauf entscheidend an, wie diese Konflikte ausgetragen werden. „Streitkultur ist die beste Leitkultur", so lautet ein Kapitel auf S. 229. Wenn das kein zukunfts-trächtiges Motto ist!

Christian Weitnauer

Nächstenliebe leben. Klarheit zeigen.

Handreichung zu Rechtspopulismus und Fremdenfeindlichkeit

Herausgegeben von der ökumenischen Arbeitsgemeinschaft ‚Kirche für Demokratie und Menschenrechte‘ in Sachsen, c/o Landesstelle der Evangelischen Erwachsenenbildung Sachsen

Download unter

https://www.kirche-fuer-demokratie.de/wp-content/uploads/2019_Naechstenlieben_leben_Klarheit_zeigen_A5_WEB-3.pdf

Eine umfassende Darstellung der Phänomene Rechtspopulismus und Fremdenfeindlichkeit, vorwiegend mit dem Fokus auf unser Nachbarbundesland Sachsen, aber durchaus mit Blick auf Deutschland insgesamt, aus theologischer und soziologischer Sicht, mit Auflistung der Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, besonders in Ostdeutschland. Umfangreich (260 Seiten), wobei einem klar wird, dass Rechtspopulismus und Fremdenfeindlichkeit tiefverwurzelte Langzeitercheinungen sind. Aber auch gelingende Beispiele von Überwindung dieser Einstellungen, die die Grundlagen unserer Gesellschaft in Frage stellen. Mit materialreichen Literaturangaben.

Christian Weitnauer

Klaus Loscher: Pfarrpionierin Elisabeth Wolf ... Nürnberg (Amt für Gemeindedienst) 2013, 112 Seiten, ISBN 978-3-00-043941-4

Bei diesem Buch handelt es sich um ein Stück Kirchen- und Theologiegeschichte in Bayern, ein Stück bitterer und zugleich hoffnungsvoller Kirchengeschichte, wie Hans-Gernot Kleefeld in seinem Vorwort betont. Diesem Teil der Kirchengeschichte verdanken sich alle heutigen Pfarrerinnen. Am Lebenslauf von Elisabeth Wolf (1926–2009) wird der dornenreiche Weg von der theologisch gebildeten Frau bis zur völligen Gleichstellung der Pfarrerinnen mit den Pfarrern sichtbar. Die Sprache des Buches ist einführend und jedermann verständlich, der klare Aufbau folgerichtig, schwarzweiße Abbildungen ergänzen den Text.

Elisabeth Wolf kam aus einem kirchlich engagierten Elternhaus. Mit ihrem Konfirmationsspruch 2. Timotheus 3, 15: „... dass du von Kind auf die Heilige Schrift kennst“ (zitiert hier nach Lutherbibel revidiert 2017) war die innere Ausrichtung ihres Lebens vorgegeben. Nach dem Verbot des Religionsunterrichtes an staatlichen Schulen 1941 kam es zu Arbeitsgemeinschaften in den Klassen 5–8 an höheren Schulen., an denen sie teilnahm. Nach dem Abitur und dem sich anschließenden Arbeitsdienst begann das Studium der evangelischen Theologie in Erlangen und Tübingen. Anstelle des für 20 Vikarinnen verbotenen Besuchs des Predigerseminars wurden Fortbildungsmöglichkeiten im Pastorkolleg Neuendettelsau angeboten. Nach dem 2. Theologischen Examen in Ansbach arbeitete Elisabeth Wolf als Pfarrvikarin in Passau auf geschichtsträchtigen Boden von 1951–1964 als „Mädchen für alles“ ohne Ordination. Studienfahrten nach England und Schweden erweiterten ihren Horizont. Ab 1964

war ihr neuer Einsatzort das Amt für Gemeindedienst, spezielle die Arbeit mit alleinstehenden berufstätigen Frauen, zusammen mit Ilse Hartmann und Elisabeth Neunzig. Diese Arbeit wurde europaweit erweitert und vertieft, begleitet von einem Studienprogramm, getragen von Spenden.

1971 wurde Wolf der Titel „Pfarrerinnen“ verliehen mit Predigt- und Sakramentsverwaltung im eigenen Dienstbereich. Die Herbstsynode der Landeskirche 1975 unter dem neuen Landesbischof Johannes Hanselmann unter Mitarbeit von Prof. Joachim Track brachte nach langem Ringen die völlig Gleichstellung von Mann und Frau im geistlichen Amt mit allen Rechten und Pflichten. Damals wurde bayerische Kirchengeschichte geschrieben. Nach 25 Jahren im Amt für Gemeindedienst und der Mitgliedschaft und Mitarbeit in übergreifenden Verbänden (Konvent evangelischer Theologinnen in Deutschland und Westberlin, Evangelische Frauenarbeit in Bayern, Evangelische Frauenarbeit in Deutschland, Missions- und Bibelkreis in Bayern (MBK) trat Elisabeth Wolf mit 63 Jahren in den Ruhestand. Ihre Biographie ist ein gesegnetes Leben, bei wachsender Anerkennung ihrer Lebensleistung auch durch die Kirchenleitung in München. In ihm spielt nicht die auswendige Erfassung, sondern die inwendige Vertiefung des Wortes Gottes – par cœur, by heart – eine entscheidende Rolle.

Eine Zeittafel S. 107–108 fasst alles zusammen, ein Nachweis der eingesehenen Literatur ermöglicht weiteres Studium.

Das Buch möchte ich, vor allem auch für die studentische Jugend, warm empfehlen.

Martin A. Bartholomäus, Neuendettelsau

Diakonie.Kolleg Nürnberg

■ Der einfache Zugang zur Liebe Gottes. Wege zum Glauben eröffnen
16.-18.09.20, Bad Alexandersbad
Kooperationsveranstaltung mit mehreren Referent*innen.

■ In der Ruhe liegt die Kraft. Zeit und Selbstmanagement für Mitarbeitende in Sekretariat und Verwaltung
16.-17.09.20, Pappenheim
Referent: Roland Andert
Information und Anmeldung:
Diakonie.Kolleg. Bayern.
Tel. 0911 9354-411
www.diakoniekolleg.de

Communität Christusbruderschaft Selbitz

■ Alexandertechnik
18.-21.06.20
Das Seminar bietet für Interessierte einen fundierten Einblick in die Methode und schafft für Erfahrene die Möglichkeit, ihre persönliche Entwicklung mit der Alexandertechnik zu vertiefen.

Themen sind Koordination und Balance, Zeit und Gewohnheiten.

Für: Interessierte

Leitung: Sr. Erika Stadelmaier, Manuel Eberle

■ Stille erleben im Sommer
22.-26.06.20

Halt an, wo läufst du hin? Tage der Stille – ein Angebot für alle, die sich eine Zeit des Rückzugs wünschen, dabei aber nicht ganz allein sein möchten. Innerhalb dieser Zeit ist viel Zeit zur persönlichen Stille und Tagesgestaltung. Es ist kein durchgängiges Schweigen.

Für: Interessierte

Leitung: Sr. Beate Seidel

■ MalZeit im Sommer

Kreativ-Exerzitien

29.06.-03.07.20

Jeder Tag beginnt mit einem geistlichen und dazu passenden malerischen Impuls. Wir malen dann im Schweigen. An den Nachmittagen ist Freiraum für Eigenes, für MalZeit, für Austausch in der Gruppe. Morgens und abends werden auch ausgewählte Tänze angeboten.

Für: Interessierte

Leitung: Ursula Wirth

Anmeldung über gaestehaus@christusbruderschaft.de

Netzwerk Ethik in der ELKB

■ Ethik-Kolleg

Berufsbegleitende Weiterbildung

Aktuelle Debatten verstehen komplexe

Themen beurteilen begründet Position

beziehen

Mitveranstalter: Der Landeskirchliche Beauftragte für Ethik im Dialog mit Technologie und Naturwissenschaft

Auftakt 30.09.-01.10.20 RPZ Heilsbronn

Umfang 90 Tage Studienurlaub innerhalb von zwei Jahren

Mit Prof. Dr. P. Dabrock, FAU Erlangen-Nürnberg, Prof. Dr. R. Anselm, LMU München

Kosten 1.500 € (Zuschüsse von bis zu 70% im Rahmen des LeiWik-Programms)

Anmeldeschluss 17.07.20 Anmeldung und weitere Informationen unter www.ethikkolleg.de

Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer (v. i. S. d. P.),
Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt, Tel.: 0162 8462658
Mail: christianweitnauer@gmx.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Marita Schiewe (Fürth),
Martin Müller (Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia
Wagner (Nürnberg)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persönliche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.

Für Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu garantieren.

Erscheint 11 mal im Jahr (August/September Doppelnummer) jeweils zum Monatsanfang. Den Text (ohne „Freud & Leid“) finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:

Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax 09861 400-139

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 5,00 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den

Herausgeber: Pfarrerrund Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor

Geschäftsstelle:

Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg

Tel. 0821 569748-10, Fax: -11

info@pfarrverein.de

www.pfarrverein-bayern.de

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, Adressänderungen sowie Änderungen ihres Dienstverhältnisses rasch an die Geschäftsstelle weiterzugeben, Adresse siehe unten im Impressum

Vielen Dank für Ihre/eure Mithilfe.

Der Hauptvorstand

Nachtrag

Quellenangaben für Korrespondenzblatt 4/2020

S. 63: Foto: privat

S. 64: Foto

S. 88: Foto: privat

Letzte Meldung



Ja, liebe Leser*innen,

schon erstaunlich, das Ingolstädter Liebfrauenmünster, nur anders als in der Aprilausgabe behauptet. Nicht das Kirchenschiff weicht um 45 Grad nach rechts ab, sondern die Türme sind über Eck gestellt. Kleiner Aprilscherz!

Foto: privat